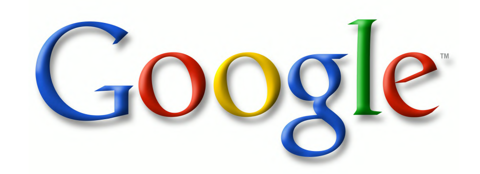


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

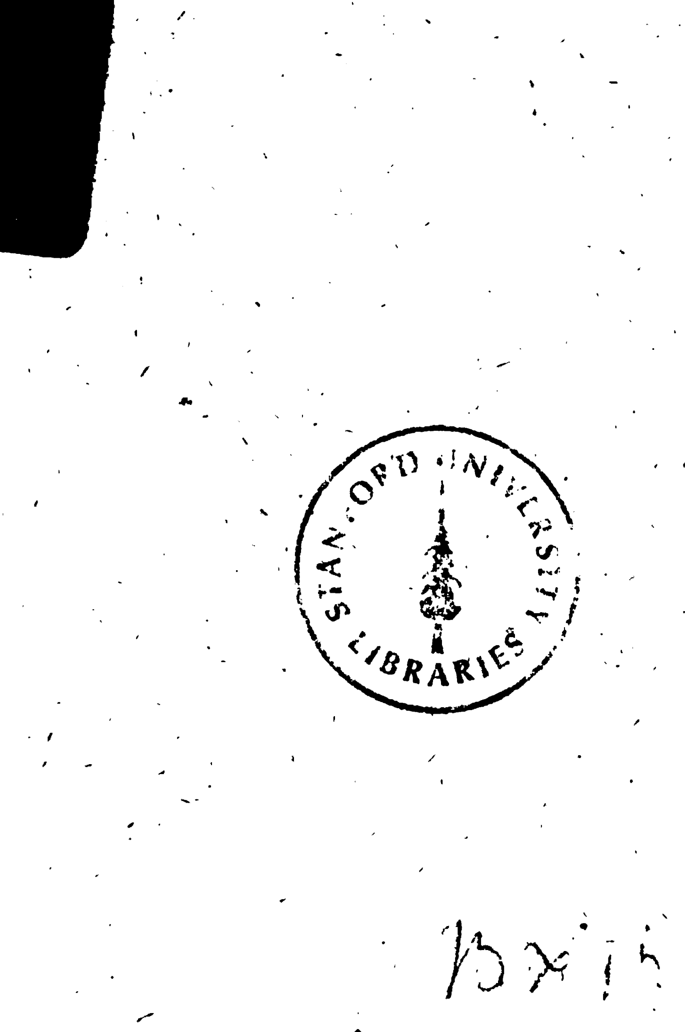
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

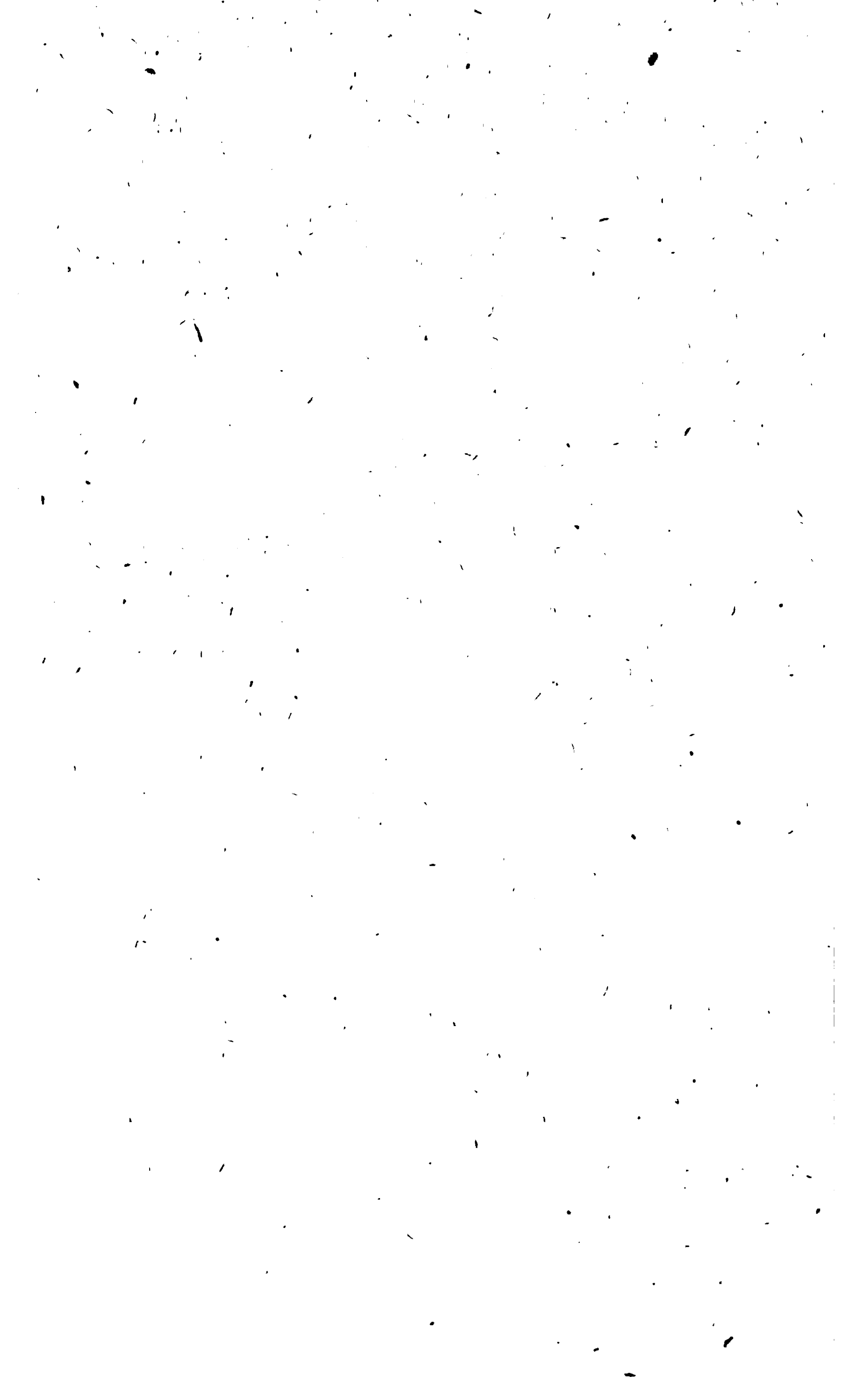
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Bxii

79954



# Versuch
über
# die Ursachen
der
# Verschiedenheiten
in den Nationalcharakteren.

---

Eine Preisschrift

von

August Matthiä,

Doctor der Philosophie, Director des Gymnasiums und
Fürstl. Bibliothekar zu Altenburg.

---

Leipzig,
bey Johann Benjamin Georg Fleischer.
1802.



Seiner Excellenz

Herrn

Sylvius Friedrich Ludwig

Freyherrn von Frankenberg,

Herzogl. Sachſen - Gothaiſchem wirklichen geheimen Rath, Ober - Steuer - Director zu Gotha, und Amtshauptmann der Aemter Leuchtenburg und Orlamünda,

widmet dieſe Schrift

zum Beweiſe ſeiner Ergebenheit

und Hochachtung

der Verfaſſer.

auch über den Charakter der Einwohner enthalten sind. Zwar liefern diese eigentlich nur Data zur Kenntniss der Nationalcharaktere, ohne die verschiednen Züge derselben zu erklären; aber selbst schon die Vergleichung des Charakters einer Nation mit der physischen oder politischen Beschaffenheit des von ihr bewohnten Landes, der Unterschied in den Charakteren von Völkern, die sonst unter sehr ähnlichen Umständen leben, und dagegen die Gleichheit der Charaktere bey sehr ungleichen Umständen leiten den aufmerksamen Leser, der in seinen Untersuchungen nach deutlichen und bestimmten Begriffen und nach Grundsätzen verfährt, auf Erklärungen, welche, zuletzt unter bestimmte Fächer geordnet, nicht unwichtige Resultate geben. Ein wichtiges, obgleich noch wenig benutztes Hülfsmittel zur Kenntniss der Nationalcharaktere ist die Geschichte, desto wichtiger, da sie zu den Modificationen in den Charakteren einer

und derſelben Nation zugleich die Urſachen enthält, obgleich die Auffaſſung und Entwickelung derſelben der Aufmerkſamkeit und dem eignen Nachdenken des Leſers überlaſſen iſt. Erſt nach Vollendung meiner lateiniſchen Abhandlung lernte ich das Werk des Engländers, *Falconer*, *) kennen, deſſen Gröſse mich eine ausführliche und gründliche Unterſuchung dieſes Gegenſtandes hoffen lieſs. Materialien fand ich genug darin, aber in der Verarbeitung derſelben glaubte ich oft von dieſem Gelehrten abgehen zu müſſen.

Citate hätte ich in ziemlicher Anzahl hinzufügen können; aber da dieſe Schrift nicht ſowohl eine Schilderung der Nationalcharaktere, als vielmehr Ideen über die Ur-

*) *W. Falconers Remarks on the influence of climate, ſituation, nature of country, population, nature of food et way of life on the diſpoſition and temper, Manners and behaviouret of mankind. Lond.* 1781. 4to. 552 Seiten.

ſachen der meiſtentheils ſchon hinlänglich bekannten Hauptzüge in denſelben enthalten ſollte, ſo habe ich bloſs ſolche Nachweiſungen ausgehoben, welche entweder die in Anſehung ihres Nationalcharakters weniger bekannten Völker betrafen, oder zur Erläuterung und Beſtätigung meiner Meinungen am beſten zu paſſen ſchienen.

Altenburg, im May 1802.

Der Verfaſſer.

Es versteht sich schon von selbst, dass wir bey diesem Ausdrucke nicht auf die Verschiedenheiten der Nationen an körperlicher Gestalt, Farbe und Gesichtsbildung, noch auch auf ihre mannichfaltigen zufälligen Gebräuche, Nationaltrachten etc. Rücksicht nehmen. Unter Nationalcharakter versteht man bloss das jeder Nation eigenthümliche Gepräge der Seelen- und Geisteskräfte in ihren Aeusserungen, wodurch sie sich von andern unterscheidet. Nicht als ob man sich vorstellte, dass bey verschiednen Nationen auch das Maass ihrer Seelenvermögen wesentlich und specifisch verschieden wäre, und dass zum Beyspiel eine Nation Eigenschaften des Geistes oder Herzens besässe, die der ursprünglichen Bildung einer andern ganz fremd wären. Eine solche Behauptung würde eine specifische Verschiedenheit in der geistigen Natur des Menschen voraussetzen, die nur dem oberflächlichen Beobachter wahrscheinlich werden könnte, die aber die Einheit unserer Gattung und die Richtigkeit der allgemeinen Benennung Menschen aufheben würde. Vernunft, Beobachtung, und selbst unsre moralische Natur verbinden uns, in dem geistigen Vermögen und der Vernunft bey allen Wesen, denen wir eine solche zuschreiben, eine und dieselbe ursprüngliche Bildung, dieselben Bestandtheile anzunehmen, und bey allen Menschen dieselben natürlichen Anlagen des Geistes vorauszusetzen, obgleich sie in der Ausbildung derselben unendlich verschieden seyn können.

Die Philosophie beschäftigt sich zwar zunächst mit der Kenntniss der Gattung, indem sie alle Fähigkeiten und Kräfte der Seele, die zu dem Begriff sowohl von jedem einzelnen Menschen, als von allen im Allgemeinen gehören, das ganze Gebiet der menschlichen Vernunft untersucht und zusammenfasst; sie achtet aber auch auf die Verschiedenheiten in der Gattung selbst, die als so viele Unterabtheilungen oder Species derselben angesehen werden können, vorzüglich auf die Verschiedenheiten unter den Menschen nach den verschiedenen Racen und Nationen. Kenntniss der Nationalcharaktere ist also ein, obzwar der Kenntniss unserer Gattung untergeordnetes, jedoch zur Vollständigkeit der Kenntniss des Menschen wesentlich gehöriges Studium. Der menschliche Geist bleibt aber bey der blossen Kenntniss dessen, was ist, nicht stehen, sondern fühlt sich stets zur Erforschung der Ursachen einer jeden Erscheinung gedrängt; ein Drang, den besonders die Philosophie, zufolge ihrer Form und ihres Princips, alles unter die Gesetze der Vernunft zu ordnen, zu befriedigen suchen muss.

So haben wir der Untersuchung über die Ursachen der Nationalverschiedenheiten, die uns jetzt beschäftigen wird, ihren Platz im Gebiete der Philosophie angewiesen. Ehe wir aber diese Ursachen selbst untersuchen, wird es nöthig seyn, den Begriff, den wir mit dem Ausdrucke Nationalcharakter zu verbinden haben, genauer zu bestimmen.

Es versteht sich schon von selbst, dass wir bey diesem Ausdrucke nicht auf die Verschiedenheiten der Nationen an körperlicher Gestalt, Farbe und Gesichtsbildung, noch auch auf ihre mannichfaltigen zufälligen Gebräuche, Nationaltrachten etc. Rücksicht nehmen. Unter Nationalcharakter versteht man bloss das jeder Nation eigenthümliche Gepräge der Seelen- und Geisteskräfte in ihren Aeusserungen, wodurch sie sich von andern unterscheidet. Nicht als ob man sich vorstellte, dass bey verschiednen Nationen auch das Maass ihrer Seelenvermögen wesentlich und specifisch verschieden wäre, und dass zum Beyspiel eine Nation Eigenschaften des Geistes oder Herzens besässe, die der ursprünglichen Bildung einer andern ganz fremd wären. Eine solche Behauptung würde eine specifische Verschiedenheit in der geistigen Natur des Menschen voraussetzen, die nur dem oberflächlichen Beobachter wahrscheinlich werden könnte, die aber die Einheit unserer Gattung und die Richtigkeit der allgemeinen Benennung Menschen aufheben würde. Vernunft, Beobachtung, und selbst unsre moralische Natur verbinden uns, in dem geistigen Vermögen und der Vernunft bey allen Wesen, denen wir eine solche zuschreiben, eine und dieselbe ursprüngliche Bildung, dieselben Bestandtheile anzunehmen, und bey allen Menschen dieselben natürlichen Anlagen des Geistes vorauszusetzen, obgleich sie in der Ausbildung derselben unendlich verschieden seyn können.

Der Stoff der Seelenkräfte, um so zu sprechen, ist also bey allen Menschen ursprünglich derselbe; aber ein und derselbe Stoff kann sich unter mancherley Formen darstellen; wo verschiedne Kräfte vereinigt sind, kann, ob sie gleich ursprünglich bey allen gleichartig sind, doch die Art ihrer Mischung und Verbindung, und ihr Verhältniss zu einander unendlich verschieden seyn: bey einer Nation kann (aus welchen Ursachen, bleibt hier noch unausgemacht) ein Theil der Geisteskräfte, auf den höchsten und in Verhältniss zu den übrigen überwiegenden Grad der Lebhaftigkeit und Stärke gespannt seyn, während bey einer andern die entgegengesetzte Seite zum Nachtheile der andern die Oberhand zu haben scheint. So ist z. B. bey den Italiänern Einbildungskraft und Schönheitsgefühl, bey den Franzosen Witz und Gefühl für das Schickliche, bey den Deutschen tiefsinniger, oft grübelnder Geist, und bey den Engländern praktischer Verstand im Verhältniss zu den übrigen Geisteskräften überwiegend. Selbst bey verschiedenen Nationen, bey denen eine und dieselbe Gattung der Geisteskräfte hervorzuragen scheint, ist dieselbe doch oft auf verschiedne Art modificirt; Einbildungskraft und lebhaftes Gefühl sind bey dem Spanier, wie bey dem Italiäner hervorstechend, aber bey jenem ist die erstere mehr düster, und abentheuerlich, bey diesem gefällig und sanft; bey jenem ist das Gefühl mehr erhaben und edel, bey diesem flatterhaft und sinnlich. Durch solche Verschieden-

heiten in der Grundlage und, so zu sagen, Rangordnung der Geisteskräfte, und durch solche, oft sehr feine und fast unmerkliche Schattirungen bietet das Menschengeschlecht im Grossen eine eben so starke Mannigfaltigkeit dar, als einzelne Menschen und oft Mitglieder einer Familie im Kleinen zeigen; sie erwecken grösstentheils das lebhafte Interesse, das den Philosophen an das Studium der Menschheit fesselt, und entzücken ihn durch das Schauspiel eines unendlichen Wechsels, der sich wieder in die schönste Harmonie auflöst.

Ein anderer Punkt, in dem die Nationen sich ursprünglich von einander unterscheiden, sind die Gemüthsarten, oder Temperamente. Wer kennt nicht die Leichtigkeit, womit die Franzosen die äussern Eindrücke, einen nach dem andern, im mannigfaltigsten Wechsel auffassen, ohne irgend einem eine bleibende Wirkung zu verstatten? (eine Eigenschaft, die man gewöhnlich durch die Benennung, sanguinisches Temperament zu bezeichnen pflegt —) die Reizbarkeit und leicht in Thätigkeit übergehende Empfindlichkeit des Italiäners, bey allem, was seinen Gefühlen, besonders seiner Ehrbegierde und seinem Stolze sich entgegenstellt? (cholerisches Temperament.) Beyde sind zum Handeln und zur Thätigkeit mehr wie zu ruhigem Sinnen und Überlegen gestimmt; sie drücken ihre jedesmaligen Empfindungen durch lebhaftere und sprechendere Geberden, Minen und Worte aus, und

charakterisiren jede ihrer Handlungen durch mehr Bewegung und Feuer. Dagegen sind die Deutschen, Engländer und Holländer ruhiger und kälter, ihre Thätigkeit bleibt mehr in ihrem Innern verschlossen, und besteht mehr in ruhigem Sinnen und Überlegen, als in äusserer Regsamkeit und affektvollem Handeln. Woher auch dieser Unterschied in den Gemüthsarten kommen mag, soviel leuchtet jedem ein, dass zwischen ihnen und den oben genannten Formen der Geisteskräfte eine innere Verbindung und Verwandtschaft und ein wechselseitiger Einfluss statt finden müsse. Ein Mensch von lebhaftem Temperamente wird gewöhnlich auch eine regsamere Einbildungskraft, mehr Gefühl für das freye Spiel der Empfindungen und das Schöne, der phlegmatische mehr Neigung zur Meditation und Gründlichkeit, mehr kalten philosophischen Untersuchungsgeist besitzen; und, wie es sich hierin mit einzelnen Menschen verhält, so verhält es sich auch mit ganzen Nationen.

Ausser diesen beyden giebt es noch eine dritte Seite, von welcher sich die Nationalcharaktere betrachten lassen, nämlich in Ansehung ihres gesellschaftlichen Tons. Es wäre ungereimt, sich vorzustellen, dass die Vernunft bey verschiednen Nationen wesentlich verschiedne moralische Grundsätze, verschiedne Gründe des Handelns enthielte und darstellte, da die Vernunft bey allen Menschen wesentlich dieselbe ist. Der moralische Unterschied ver-

schiedner Menschen, so wie verschiedner Nationen kann nur darin bestehen, daſs die Begriffe von Pflicht und Recht nicht bey allen auf dieselbe Weise und bis auf denselben Grad ausgebildet sind: ein Unterschied, der keinesweges auf einen verschiednen Grad der Empfänglichkeit für dieselben deutet, sondern nur zufällig ist, und also keinen Gegenstand unserer gegenwärtigen Untersuchung ausmacht. Der Mensch besitzt aber auch Eigenschaften, die zwar im Grunde aus der Vernunft entspringen, aber sich, wegen der noch nicht geschehenen bestimmten Entwickelung des Bewuſstseyns, mehr als Gefühle zeigen, und, so zu sagen, ein Abglanz der Vernunft sind. Dergleichen ist die Neigung zum Wohlwollen, zur Menschenliebe, das sogenannte moralische Gefühl des Mitleidens und der Mitfreude. Die gemeinste Erfahrung lehrt, daſs diese Eigenschaften bey dem Einen stärker, bey dem Andern schwächer sind, oder richtiger, daſs sie sich nicht bey Allen mit gleicher Lebhaftigkeit äuſsern. Dasselbe fällt bey ganzen Nationen in die Augen. Man bemerke nur, wie viel lebhafter der Franzose beym Anblicke eines Unglücklichen, wär' es auch nur in nachahmender Darstellung, gerührt ist oder scheint, wie viel eifriger er dem Unglücklichen beyzustehen, seinem Nebenmenschen einen Liebesdienst zu erweisen eilt, als der Engländer; und mit welcher, oft empörenden, Kälte und Gleichgültigkeit hingegen dieser Leid und Freude, sowohl für seine Person, als in Ansehung andrer zu

ertragen scheint, ohne sich doch deswegen in der That weniger hülfreich zu beweisen. Diese verschiednen Arten, auf die sich die moralischen Gefühle, welche die Natur in unser Herz gelegt hat, äussern, gründen eben so viele verschiedne Arten des gesellschaftlichen Verhältnisses, die den erstern analog sind. Menschen von lebhaftem Gefühl, wie die Franzosen, werden, um dieses zu beschäftigen, das Bedürfniss fühlen, unter Menschen zu seyn, und ihre jedesmaligen Empfindungen anderen mitzutheilen; sie werden in ihren Gesellschaften alles zu vermeiden suchen, was dem andern unangenehm seyn kann, und in ihrem ganzen Betragen das Gepräge der Dienstfertigkeit, Gutherzigkeit und Bereitwilligkeit zeigen. Der Engländer wird seine Empfindungen und Gedanken lieber in sich verschliessen, sich wenig oder gar nicht mittheilen, und sich einen für sich bestehenden und von andern unabhängigen Charakter zu bilden suchen. Der Italiäner, bey dem Misstrauen, Stolz und Ehrgeiz überwiegend sind, oder wenigstens mit den sanfteren Gefühlen in gleichem Maasse abwechseln, liebt zwar Gesellschaft, ohne aber die Leichtigkeit und Gewandtheit des Franzosen hineinzubringen; da oft geringfügige Aeusserungen den Verdacht absichtlicher Beleidigungen bey ihm erwecken, so ist ihr gesellschaftliches Betragen mehr ceremoniös und geschraubt, wenn nicht ihre natürliche Lebhaftigkeit den Zwang mildert. Man sieht leicht, dass auch diese Seite der Nationalcharaktere mit den

beyden obenerwähnten in der innigsten Verbindung steht.

Um nun zu den Ursachen der Verschiedenheiten in den Nationalcharakteren selbst überzugehen, so hat man deren zweyerley Classen festgesetzt, physische und moralische. Zu den physischen gehören das Clima, und die Natur des Bodens, sowohl in Ansehung der Art seiner Benutzung, wozu er vorzüglich einladet, als auch seiner Ergiebigkeit und seiner äussern Gestalt und Ansicht. Die moralischen Ursachen liegen in verschiedenen, von den Menschen selbst getroffenen, Einrichtungen, die dem Geiste derer, welche sich ihrer bedienen, eine gewisse Richtung zu geben vermögen, wie Regierungsform, Religion, Erziehung. Zu diesen möchte ich noch eine dritte Classe von Ursachen hinzufügen, die mehr in zufälligen Ereignissen, in dem Laufe der Geschichte eines Volks gegründet sind. Der erstern Classe der physischen Ursachen, und unter diesen der Wirksamkeit des Clima hat besonders Montesquieu eine Ausdehnung gegeben, die, wenn sie hinlänglich erwiesen wäre, die Aufsuchung anderer Ursachen beynahe unnütz machen würde, die aber durch den Widerstreit, worin sie mit manchen Thatsachen steht, sehr eingeschränkt wird. Das zu weit Getriebene in Behauptungen hat auch in andern Theilen der Philosophie nicht sowohl eine genauere Bestimmung der Gränzen, als vielmehr das andere Aeussere, eine ungemessene Bestreitung solcher Behauptungen, als

gänzlich falscher, veranlaſst; und in unſerm Falle hat Hume den Einfluſs phyſiſcher Urſachen, vorzüglich des Clima, geradezu geleugnet, und allen Unterſchied in den Nationalcharakteren von moraliſchen Urſachen abgeleitet. Es iſt freylich leichter zu begreifen, wie die eine oder andre Eigenheit eines Volks durch Regierungsform, Religion, Erziehung, als wie ſie durch Clima, Nahrungsmittel, Natur des Bodens habe entſtehen können; aber keine der moraliſchen Urſachen iſt hinlänglich in ſich ſelbſt begründet, ſo daſs ſie keiner weitern Ableitung von einer höhern Urſache bedürfte. Man nehme entweder die Verfaſſungen und Regierungsformen, oder die Religionsſecten, als die Urſachen aller Nationalverſchiedenheiten an, ſo wird immer noch die Frage entſtehen, welches dann die hervorbringende Urſache der beſondern Verfaſſung, der Religionsſecte ſey, wodurch ein Volk ſich von andern unterſcheidet. Denn ſo viel Zufälliges auch jenen Einrichtungen im Einzelnen zum Grunde liegen mag, ſo fällt es doch jedem aufmerkſamen Beobachter leicht auf, daſs gewiſſe Staatsverfaſſungen nur in gewiſſen Gegenden, wie der Deſpotiſmus in Aſien, freyere Regierungsformen in mannichfaltigen Abſtufungen in Europa, Wurzel gefaſst, und, wenn ſie auch auf eine Zeit lang durch das entgegengeſetzte Syſtem verdrängt waren, doch mit der Zeit immer wieder hervorgedrungen ſind. Der Grund hievon kann kein andrer ſeyn, als die Art der Beſchäftigung, die in jedem

Lande herrschend geworden ist; aber auch hiemit können wir uns nicht begnügen, und wenn wir nach der Ursache forschen, warum gerade diese oder jene Art der Beschäfftigung in dem Einen oder andern Lande herrschend geworden ist, so werden wir endlich unvermeidlich auf die Natur des Bodens, also auf eine physische Ursache, kommen müssen. Nun kann zwar die mehrere oder mindere Thätigkeit, die eine Nation zeigt, auch füglich von der Natur des Bodens und seinem Verhältnisse zu den Bedürfnissen der Menschen abgeleitet werden; aber diese Thätigkeit ist doch noch ganz von der Lebhaftigkeit und Reizbarkeit des Temperaments unterschieden, wodurch sich die südlichen Nationen vor den nördlichen auszeichnen; diese ist mehr eine Betriebsamkeit des Verstandes und der Vernunft, jene hingegen mehr eine Thätigkeit, ein abwechselndes Spiel der inneren Empfindungen, des Gefühls und der untern Erkenntnißkräfte, das sich durch die äusseren Werkzeuge nur sichtbar darstellt; jede findet sich gemeiniglich nur da, wo die andere fehlt; was für den thätigen, aber kalten Nordländer das höchste Interesse hat, heißt dem Südländer oft langweilig, und jener sieht auf das, was seinem südlichen Nachbar den süßesten Genuß gewährt, als auf ein läppisches Spielwerk herab. Diese Lebhaftigkeit des Temperaments also kann wohl nicht aus derselben Ursache, wie jene Thätigkeit, nicht aus der Natur des Bodens erklärt werden; und gleichwohl scheint sie nicht

Kargheit, der Leichtigkeit, womit man ihm Nahrung abgewinnt, und der Mühe, die zu ſeiner Bebauung erforderlich iſt, zu verändern. Andere Länder zeigen dagegen jetzt einen ſchlechteren Boden, — weil der Fleiſs ihrer Bewohner ihm nicht mehr zu Hülfe kommt. Unter allen Urſachen, die auf den Nationalcharakter Einfluſs haben, ſind alſo die phyſiſchen, Clima und Boden, diejenigen, welche am wenigſten weſentliche Veränderungen erleiden, und von dieſen Urſachen ſind alſo höchſt wahrſcheinlich alle die Züge abzuleiten, die ſich im Charakter der Nationen am längſten unverloſchen erhalten, und nur, nach Verſchiedenheit anderer hinzukommender Umſtände verſchiedne Formen annehmen. Dieſe Züge ſind aber keine andern, als diejenigen, welche gleichſam die Grundlage der Nationalcharaktere ausmachen, in der äuſſeren Form des Empfindens- und Denk-Vermögens beſtehen, und ebenfalls in körperlichen Eigenſchaften des Menſchen, in der Miſchung ſeiner Säfte, und der gröſsern oder geringern Beweglichkeit ſeines Bluts gegründet zu ſeyn ſcheinen, — die verſchiednen Temperamente und das mit ihnen zuſammenhängende Verhältniſs der Geiſteskräfte gegen einander. Die Neu-Griechen und Italiäner mögen in noch ſo vielen Stücken ſich von ihren Voraltern unterſcheiden; die Lebhaftigkeit des Temperaments und den hervorſtechenden Hang zu Spielen der Einbildungskraft und der verfeinerten Sinnlichkeit haben ſie doch mit ihnen gemein, nur daſs dieſe

Eigen-

Eigenschaften des Geistes und Gemüths durch Verfassung, Religion, politische Schicksale und andre Verhältnisse eine andere Richtung bekommen haben. Was man ausser jenen unwandelbaren Grundzügen der Nationalcharaktere von physischen Ursachen hat ableiten wollen, ist meistens von der Art, dass es die Vertheidiger eines auch hier geltenden physischen Einflusses zu gänzlich unhaltbaren Folgerungen zwingt, und in mannichfaltige Widersprüche verwickelt. Geschichte und Erfahrung zeigen, dass alle übrigen Züge, selbst die Richtungen jener ursprünglichen Grundzüge, sich mit der Zeit verändert haben; welcher Unterschied zwischen den schwelgerischen Atheniensern in Perikles Zeitalter und den einfachen Helden von Marathon, Salamis und Platäa! welcher Unterschied ferner zwischen jenen und den leichtsinnigen, feigherzigen und verderbten Seelen, die sich dem Philippus, Alexander und ihren Nachfolgern so bereitwillig unterwarfen und so knechtisch schmeichelten! Welche Tugenden herrschten in Rom zur Zeit der Cincinnate, Camille, Fabrize, wie dieser Staat noch von seinen Nachbarn bedrängt einer beständigen Anspannung seiner Kräfte bedurfte, und wie schnell griffen nach dem Sturze Carthago's Habsucht, Ehrgeiz, Schwelgerey überall um sich, bis unter den Triumvirn jeder Funke republikanischer Tugend erlösch! Man wirft den Neu-Griechen und Italiänern im Allgemeinen Falschheit, Arglist und kriechende Unterwürfigkeit vor; indessen besassen doch die ehe-

maligen Bewohner jener Länder wenigstens zu Einer Zeit die jenen Lastern gerade entgegengesetzten Tugenden. Wollte man diesen Unterschied dem Clima zuschreiben, und überhaupt jene Laster von physischen Ursachen ableiten, wie es in der That einige Schriftsteller *) gethan haben, so müsste man in dem Falle der Griechen und Italiäner annehmen, dass auch das Clima und der Boden jener Länder sich in demselben Maasse verändert hätten, ja man müsste, um jene Veränderungen im Charakter der Athenienser und Römer zu erklären, zugeben, dass dergleichen Veränderungen des Clima und Bodens in eben so kurzen Zeiträumen von den Persischen Kriegen bis auf Perikles, von diesem bis zur Schlacht bey Chäronea, vorgegangen wären. Man sieht leicht, dass solche Folgerungen die Theorie selbst umwerfen, und es wird hierdurch mehr als wahrscheinlich, dass wir alle Veränderungen in den Nationalcharakteren, (die in der That weiter nichts sind, als die verschiedenen Richtungen derselben Gemüthsarten und Geistesanlagen nach verschiedenen Seiten) durch moralische Ursachen erklären müssen.

Wir werden also zuvörderst von dem Clima und Boden, und den Folgen, die aus diesen unmittelbar und mittelbar fliessen, dann von dem Einflusse der Regierungsformen, Religionssecten, Erziehungsarten handeln, und endlich die übrigen mehr zufälligen Ursachen in ein Kapitel zusammenfassen.

---

*) *Montesquieu; Falconer Remarks etc. Book 1. ch. 8. S. 6 — 11.*

# Erster Abschnitt.

## Von den Würkungen des Clima.

Es wird kaum nöthig seyn, im Voraus zu erinnern, daſs wir Clima hier nicht in der geographischen Bedeutung des Worts nehmen, nach welcher die Erde in zwey und dreyſsig Climate oder Himmelsstriche eingetheilt wird, welche die verschiednen Abstufungen der Wärme oder Kälte bezeichnen: zu unserm Zweck ist die allgemeinste Bedeutung dieses Worts hinlänglich, nach welcher wir darunter nur die verschiedne Temperatur der Luft, insofern sie warm, kalt, oder gemäſsigt ist, verstehen. — Den Einfluſs des Clima haben wir schon in der Einleitung im Allgemeinen festgesetzt, und ihn auf die Bestimmung sowohl der Temperamente oder Gemüthsarten als auch der Form und des Verhältnisses der Geisteskräfte gegen einander eingeschränkt. Es liegt uns also jetzt ob, diese allgemeine Angabe

durch besondere Data zu erläutern und zu bestätigen.

Was nun die National-Temperamente betrifft, so sehen wir, um bey den auffallendsten Verschiedenheiten stehen zu bleiben, dass einige Völker sich leichter zu allen Arten von Leidenschaften und Affecten hinreissen lassen, in allen ihren Handlungen mehr Feuer und Lebhaftigkeit zeigen, so dass jeder Gegenstand sie ganz einzunehmen und zu beschäftigen scheint, andere hingegen alles mit mehr Ruhe und Kälte unternehmen und ausführen, sich den Leidenschaften weniger und schwerer hingeben, und bey jeder Aeusserung ihrer Thätigkeit sich mehr von Ueberlegung und Klugheit leiten lassen. Jenes ist im Allgemeinen der Fall bey den Bewohnern der südlichen, dieses bey denen der nördlichen Länder, und wir können hieraus den Schluss ziehen, dass, je wärmer das Clima eines Landes sey, desto lebhafter, affectvoller und leidenschaftlicher, je kälter jenes, desto ruhiger, gesetzter und bedächtiger, die Bewohner desselben zu seyn pflegen. So sehen wir aus den Erzählungen der Reisenden, dass z. B. die Aegyptier und Syrier, besonders die von der arbeitenden Classe, in allem, was sie vornehmen, ein ausserordentliches Feuer und grosse Lebhaftigkeit zeigen *), und so kann man sich durch eigene Er-

*) *Volney voy. de Syrie et d'Eg. Tom. II. p.* 277. Derselbe sagt von den Egyptischen Bauern Vol. 1. p. 118. f.

fahrung überzeugen, dafs bey allen Gelegenheiten die füdlichen Völker unferes Welttheils ungleich mehr Lebhaftigkeit und Heftigkeit, als die nördlichen Völker, auch wenn beyde in denfelben Lagen find, und diefelben Gegenftände des Handelns vor Augen haben, zeigen. Aber diefe Temperamente find immer nur gewiffe Anlagen und gleichfam Formen der Gemüther, durch welche die Gegenftände, auf die fie fich richten, noch keineswegs beftimmt werden. Blos daraus, dafs ein Menfch z. B. ein lebhaftes und fogenanntes fanguinifches Temperament hat, kann ich nicht beftimmen, ob er zur Wolluft, zur Rachfucht, zum Zorn oder zu gefühlvoller Liebe, zur Sanftmuth und Menfchenfreundlichkeit geneigt fey; ich kann blofs fo viel hieraus fchliefsen, dafs, welche Tugenden oder Lafter er auch befitzen möge, er in ihrer Ausübung mehr Kraft, Lebhaftigkeit und Feuer, als der Phlegmatiker von demfelben Charakter, zeigen werde. Daher haben diejenigen Philofophen fehr falfch räfonnirt, die, auf einfeitig verglichene Data der Erfahrung geftützt,

---

*Tout prouve, que fi le préjugé a fu leur trouver de l'énergie fur certains points, cette énergie n'a befoin que d'être dirigée pour devenir un courage rédoutable. Les émeutes et les feditions, que leur patience laffée excite quelquefois, indiquent un feu couvert, qui n'attend, pour faire explofion, que des mains, qui fachent l'agiter.* Vergl. *Hippocr. de aëribus etc. c.* 8.

aus dem lebhaften Temperament einiger Völker auf einen bestimmten Charakter, wie Neigung zum Zorn, zur Rache und Wollust, auf Trägheit, Leichtfertigkeit, Feigheit, geschlossen haben. Die Chinesen, Hindus, Araber, Italiäner und Spanier sind insgesammt die ersten wenigstens grossentheils, Bewohner warmer Landstriche, an Temperament einander im Ganzen genommen gleich, aber an Charakter so verschieden, dass man den Chinesern Verschmitztheit und den Italiänern Rachsucht und Tücke mit Recht vorzuwerfen glaubt, während man die Sanftmuth der Hindus, den Biedersinn der Beduinen und die Ehrlichkeit der Spanier allgemein anerkennt. Den Vorwurf der Feigheit hat den südlichen Nationen besonders Montesquieu *) gemacht, ein Schriftsteller, der eine genaue Kenntniss der alten und neuen Geschichte und der Sitten aller bekannten Nationen mit philosophischem Geiste verband, in dessen Munde also eine solche Behauptung von grossem Gewichte seyn muss. Indessen gründet er doch jene Behauptung mehr auf Schlüsse und Räsonnement, als auf unbezweifelte Thatsachen; denn von diesen stellt er nur solche auf, die seine auf Schlüsse gestützte Meinung bestätigen können, ohne sich derer zu erinnern, welche vielmehr das Gegentheil vermuthen lassen. Er beruft sich auf den Er-

---

*) *Espr. des l. livr.* 14. a. m. O. XVII. 2. 3. etc. Vergl. *Falconer* p. 9.

fahrungssatz, dass wir während der Hitze des Sommers Erschlaffung, Mattigkeit und Hang zur Ruhe, hingegen in der kalten Jahrszeit Kraft und Stärke in unsern Körpern, und mehr Unverdrossenheit im Arbeiten fühlen, und schliesst hieraus, dass auch die Bewohner warmer Länder schlaffere und weichlichere, dagegen die Bewohner kalter, härtere und kraftvollere Körper, so wie, wegen des Einflusses des Leibes auf die Seele, diese mehr und jene weniger Energie und Stärke der Seele besitzen. Bey diesem Räsonnement ist es wenigstens einigem Zweifel unterworfen, ob sich von der Wirkung der Wärme und Kälte auf unsere Körper, die wir unter einem sehr veränderlichen und abwechselnden Himmelsstriche wohnen, mit Recht auf die Wirkung schliessen lasse, welche dieselben Eigenschaften der Luft auf Menschen äussern, welche die eine oder andre mit weniger Abwechselung empfinden. Wir gehen, obgleich vermittelst Abstufungen, aus einem Extrem, der Hitze des Sommers, in das andre, die Kälte des Winters, über; der Eindruck, den unsre Körper erleiden, wird also beständig unterbrochen, und wir können uns an eine Beschaffenheit der Luft nie so gewöhnen, dass wir bey Wiederkehr derselben den Kontrast nicht aufs neue empfänden; in den südlichen Ländern ist hingegen die Temperatur der Luft mehr gleichförmig, und geringern Abstufungen unterworfen; die Körper ihrer Bewohner müssen sich also mehr an die Wärme und Hitze

gewöhnen, und dem Einflusse derselben weniger unterliegen *). Zweytens scheint jenes Räsonnement mehr in Ansehung der beyden Extreme, des äussersten Grades der Hitze in den brennenden Sandwüsten Afrika's, und der äussersten Kälte in Lappland, Spitzbergen und Grönland gegründet zu seyn. Wenigstens zeigen uns die Neger beynahe einen blos kindischen Verstand, eine völlige Abhängigkeit von den Einflüssen der Sinnlichkeit, und einen gänzlichen Mangel an Energie des Geistes; indessen zieht man doch ihre körperlichen Kräfte so wenig in Zweifel, dass man ihre Dienste und Arbeiten durch keine andre Menschengattung ersetzen zu können glaubt **). Jenem Räsonnement Montesquieu's

---

*) Volney bestreitet Montesquieu's Meinung noch durch folgende Gründe, Voy. de Syrie II. p. 270.: *Supposons le fait, pourquoi, sous un même ciel, la classe des tyrans aura-t-elle plus d'énergie pour opprimer, que celle du peuple pour se défendre? Mais qui ne voit, que nous raisonnons, comme des habitans d'un pays, où ilya plus de froid que de chaud? Si la these se soutenoit en Egypte, ou en Afrique, l'on y diroit: le froid gêne les mouvemens, arrête la circulation. Le fait est, que les sensations sont rélatives à l'habitude, et que les corps prennent un temperament analogue au climat où ils vivent, ensorte qu'ils ne sont affectés, que par les extrêmes du terme ordinaire.*

**) „Zu den Eigenheiten der Neger gehört die glänzend rothe Farbe ihrer Fibermuskeln, die offenbar stärkere Anzie-

zufolge sollte man auch schliessen, dass die Einwohner der kältesten Länder im Gegentheil den Bewohnern des heissesten Erdstrichs an Energie des Geistes und Körpers in eben dem Maasse überlegen seyen, als das Clima ihres Vaterlandes für geistige und körperliche Thätigkeit günstiger seyn soll: demohngeachtet dürften sie schwerlich vor diesen einen Vorzug in irgend einer Rücksicht behaupten können. Überhaupt läfst sich über diesen Punkt durch blosses Räsonnement und Schlüsse nichts ausmachen, und wenn wir die Geschichte zu Rathe ziehen, so finden wir, dass sich unter den südlichen Völkerschaften eben so viel Beyspiele von Muth, Entschlossenheit und Tapferkeit, als unter nördlichen, zeigen, und dass, wenn diese zuweilen eine grosse Ueberlegenheit an Muth bewiesen haben, sie nicht sowohl durch ihre physische Lage, als durch die Wirkung anderer, besonders moralischer Umstände, dazu gelangt sind. Man denke nur an die, mit der grössten Tapferkeit und dem grössten Erfolge geführten Kriege der Araber unter Mahomet und den ersten Kaliphen, so wie der Türken unter Soliman dem Zweyten! Die Beyspiele von der Tapferkeit der

hungskraft, wie auch die Weisse, Festigkeit und Schwere ihrer Knochen." Brown's Reise etc. S. 404. deutsche Uebers. Derselbe Reisende erzählt an mehrern Orten, wie wenig sich die Egypter und andre Afrikaner durch die drückendste Hitze abhalten lassen, ihre, oft schweren, körperlichen Arbeiten fortzusetzen.

Griechen, Römer und Karthaginenser, die doch alle südliche Länder bewohnten, auf deren jetzige Bewohner man als auf weichliche, durch das Clima selbst entnervte Menschen herabsehen möchte, sind zu bekannt, um einer besondern Erwähnung zu bedürfen. Die Spanier waren unter Ferdinand dem Katholischen und Carl dem Fünften die furchtbarsten Krieger Europa's, und die Portugiesen hatten ehemals kriegerischen Geist genug, um beynahe alle die Länder in beyden Indien zu erobern, die nachher die Grundlage der Macht Englands und Hollands ausmachten. Der Beyspiele kriegerischen Muths bey südlichen Nationen sind zu viel, als dass man sie für Ausnahmen erklären und bloss für Beweise der Möglichkeit, die natürlichen Wirkungen des Clima's zu mildern und zu besiegen, ausgeben könnte. Dass aber der Gang der Eroberungen immer mehr vom Norden aus gegen Süden gerichtet war, lässt sich daraus erklären, dass die nördlichen Eroberer mehr durch Mangel und Bedürfnisse aus ihren unfruchtbaren Gegenden nach den glücklichern Südländern gedrängt wurden, und dass ihre militärische Einrichtung und Organisation zu der Zeit, wo sie ihre Eroberungen ausführten, besser als die ihrer unterjochten Nachbarn war. Aber als Folgen des Clima's können weder diese, noch auch die kriegerischen Thaten der südlichen Völker betrachtet werden. Bey den Arabern war es Religions-Enthusiasmus, durch die Vorstellungen sinnlicher

Belohnungen geweckt, bey den Türken die Fortdauer des in ihrem ehemaligen Nomaden-Zustande gegründeten Triebes nach Ausbreitung, was sie in den Stand setzte, grosse Kriegsthaten und Eroberungen zu vollbringen. Die Römer wurden durch ihre Lage unter lauter feindlichen und unruhigen Stämmen zum kriegerischen Volke gebildet, und hatten ihre Ueberlegenheit über dieselben theils der Uebung, und theils der politischen Einigkeit zu danken, welche ihre frühe Organisation und ihre Vereinigung unter einem Oberhaupte ihnen verschaffte. Dasselbe war der Fall bey den Spaniern, zum Theil auch bey den Portugiesen; bey diesen kam noch das Feuer und der Eifer hinzu, der sich jedesmal zeigt, wenn der Geist eine neue Richtung bekommen hat, und welcher durch das Gelingen der ersten Unternehmung von der Art erhöht wird. Dass die Griechen in ihren Kriegen mit den Persern den letztern so überlegen waren, beweisst nur, was Freyheitssinn und das Bewusstseyn, dass man für sein eignes Interesse kämpfe, über die zahlreichsten Schaaren vermögen, die nur leidender Gehorsam zusammenhält und ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüth treibt.

Ob nun aber gleich Muth und Tapferkeit nicht von der Wärme oder Kälte des Climas abhangen, so ist doch nicht zu leugnen, dass sie unter warmen Himmelsgegenden einen ganz andern Anstrich, als unter kalten, haben. Die Tapferkeit der südlichen

Nationen ist gewöhnlich heftiger, leidenschaftlicher und stürmischer, als bey den nördlichen Völkern; und daher ist sie bey jenen von Natur beym ersten Anfall unwiderstehlicher, bey diesen ausharrender, obgleich Kunst und Disciplin sie auch bey jenen unverdrossener und anhaltender machen kann.

Wenn wir nun nach dem Grunde forschen, warum die Bewohner südlicher und warmer Länder ein lebhafteres und feurigeres Temperament, als die der nördlichen und kalten, haben, so bietet sich die Auflösung beynahe von selbst dar, dass dieses in der grössern Reizbarkeit der Sinne liege. Zwar sind alle Menschen im Durchschnitt mehr geneigt, dem Antriebe ihrer Sinne zu folgen, als, im Falle des Zusammenstossens, den Eingebungen der Vernunft; aber bey lebhaften Menschen sind die Foderungen der Sinnlichkeit stärker und dringender, und eben dieses Uebergewicht der Sinnlichkeit ist es, welches die Lebhaftigkeit des Temperaments erzeugt. Daher sind bey solchen Menschen alle Leidenschaften und Gemüthsbewegungen heftiger, alle Eindrücke der Sinne eingreifender; und daher ist bey den südlichen Nationen der Hang zu allem, was die Sinne kitzelt und ergötzt, in demselben Grade stärker und unwiderstehlicher, als die Macht der Vernunft und Überlegung vergleichungsweise beschränkter und schwächer ist. An keinem Beyspiele zeigt sich dieser Unterschied deutlicher, als in der verschiedenen Heftigkeit, womit die südlichen und nördlichen

Nationen den Trieb zum Genuſs der Liebe zu befriedigen ſuchen. Schon Ferguſon *) hat gezeigt, wie die Leidenſchaft der Liebe abnimmt, je weiter man ſich von den Wendekreiſen, wo ſie am heftigſten iſt, nach Norden entfernt; doch rührt die gröſsere Heftigkeit dieſer Leidenſchaft in warmen Ländern auch wahrſcheinlich mit von dem Leichtſinn, den das üppigere Wachsthum und die gröſsere Ergiebigkeit des Bodens dort zu erzeugen pflegt, her, ſo wie die Schwierigkeit, ſich ſeinen Unterhalt zu verſchaffen, mehr als ein Fehler in der phyſiſchen Organiſation, die Kälte in der Geſchlechtsliebe bey dem Nordamerikaniſchen Wilden hervorbringen mag **). Vielleicht liegt in dieſem Hange zur Sinnlichkeit auch zum Theil die Urſache, warum beſonders die morgenländiſchen Nationen, wie die Araber, Hindus, Chineſen, ſo ſtandhaft bey ihren einmal eingeführten Gewohnheiten, Gebräuchen und Sitten beharret ſind. Je mehr der Geiſt durch Sinnlichkeit geleitet wird, deſto mehr ſcheuet er ſich, die einmal angetretene Bahn zu verlaſſen, und ſich an eine neue Richtung zu gewöhnen; auch hat jede Sache und jeder Gebrauch, je älter er iſt, deſto mehr den Anſtrich des Ehrwürdigen, und dieſes macht auch auf ſinnliche Gemüther einen

*) *Hiſt. of civil ſociety*, S. 176. Baſeler Ausg.

**) S. *Millar on ranks p.* 14. *ed. Baſil.*

ſtarken Eindruck. — Daher läſst es ſich auch einigermaſsen erklären, warum bey den Morgenländern beynahe nur deſpotiſche Regierungsformen ſtatt gefunden haben; und Begriffe von bürgerlicher Freyheit ihnen ganz fremd zu ſeyn ſcheinen. Ein Menſch, deſſen Gemüth unter der Gewalt der Sinnlichkeit ſteht, iſt zufrieden, wenn nur ſeinen ſinnlichen Genüſſen kein Abbruch geſchieht; die Befriedigung der Sinnlichkeit wiegt bey ihm alles das Unangenehme auf, das aus ſeinen übrigen ſelbſt vernunftwidrigen Verhältniſſen für ihn entſtehen mag. Hiezu kommt noch der Glanz, womit die Herrſcher des Orients ihre Throne umgeben, und der immer deſto mehr Eindruck macht, je weniger der Geiſt ſich zum Nachdenken zu bequemen, geneigt iſt. Aber dieſes ſind die Urſachen der ſclaviſchen Geſinnung unter den Morgenländern nicht allein, ſo wie auch ihre überwiegende Neigung zum ſinnlichen Genuſs nicht die Folge des wärmern Clima's allein iſt; mehrere andere Urſachen, worunter die Leichtigkeit, ſich ſeinen Unterhalt zu verſchaffen, eine der vornehmſten iſt, treffen zuſammen, um die Tendenz des Clima's zu unterſtützen.

Wo die Sinnlichkeit überwiegend iſt, da iſt zu erwarten, daſs auch die Einbildungskraft, als das Vermögen ſinnliche Eindrücke zu erneuern und in den mannichfaltigſten Formen und Verbindungen frey wieder darzuſtellen, eine vorzügliche Stärke erlange. Und in der That finden wir, daſs die Werke der

Einbildungskraft unter den südlichen Nationen sowohl am frühesten entstanden, als auch am meisten betrieben worden sind. Dichtkunst und Musik entstanden, jene selbst vor jeder andern Art sich auszudrücken; in Jonien, Griechenland, Italien und Sicilien, und noch jetzt unterscheiden sich die Einwohner jener, so wie überhaupt aller südlichen, Länder durch eine grössere natürliche Fähigkeit und einen stärkern Hang, alle ihre Empfindungen und Gedanken auf eine Art auszudrücken, die der anschaulichen sinnlichen Darstellung am nächsten kommt. Daher der Gebrauch der Tropen und Redefiguren, so wie der Allegorie, deren sich besonders die Morgenländer, auch wenn sie zum Verstande und der Vernunft sprechen wollen, nicht gehörig zu enthalten wissen. Zwar bedienen sich auch die Wilden in Nordamerika und andern Gegenden, der Allegorie bey jeder Gelegenheit; aber bey ihnen scheint dieses mehr eine Folge der Armuth ihrer Sprachen und des Mangels an Cultur zu seyn, da hingegen die cultivirtern Morgenländer sie geflissentlich als ein Mittel, sich stärker und wärmer auszudrücken, aufsuchen und gebrauchen. Nun haben zwar auch die nördlichen Länder, besonders Deutschland und England, Dichter hervorgebracht, die in den meisten Fächern denen der südlichen Länder an die Seite gesetzt zu werden verdienen; allein theils ist das Talent nicht so sehr über die ganze Nation verbreitet, theils hat auch die Poesie der nördlichen Völker

einen ganz andern Anstrich; sie besteht mehr in einem Spiel mit Ideen des Verstandes und der Vernunft, da hingegen die Gedichte der südlichen Nationen mehr unmittelbare Gefühle darstellen. In keinem Falle zeigt sich aber vielleicht der Einfluss des Climas deutlicher, als in eben diesem Talent zur Dichtkunst und überhaupt zur Darstellung des freyen Spiels der Einbildungskraft. Von den, wegen ihrer Fähigkeit zu Spielen der Einbildungskraft ausgezeichneten Nationen, bedienen sich diejenigen, die am südlichsten wohnen, der Allegorie und aller Arten figürlicher Ausdrücke in solchem Maasse, dass sie ihre Reden, Gedichte und Schriften vielmehr damit überladen, als ausschmücken; daher der schwülstige und pomphafte Stil der Morgenländer, der schon vor Alters unter dem Namen des Asiatischen, bekannt war. Erst unter einer nördlicheren Breite, in Griechenland, Klein-Asien und zum Theil auch Italien, wurden die Ansprüche der Einbildungskraft und die Foderungen des Verstandes auf eine gleichmäſsigere Art befriedigt, und ein Mittelweg gefunden, in dessen Beobachtung man zu allen Zeiten den ächten Geschmack gesetzt hat. Weiter gegen Norden verliert die Einbildungskraft immer mehr an Stärke und an Einfluss; die Dichtkunst der Franzosen entbehrt die warmen und kräftigen Züge, wodurch sich die Italiänischen Dichter auszeichnen; die Einbildungskraft ist bey ihnen immer durch den Verstand gezügelt, und den Gesetzen

setzen des Schicklichen, Passenden und der Convenienz untergeordnet; daher enthalten ihre Gedichte, besonders von den ernsthaftern Gattungen mehr ein gefälliges und unterhaltendes Spiel des Witzes (*esprit*), als wahren dichterischen Schwung und Geist. So wie sie aber an dichterischem Talente hinter ihren südlichen Nachbarn zurückstehen, so übertreffen sie hingegen die nördlichern Völker an Geschmack, d. h. an der Gabe, das Richtige und Passende im Ausdrucke, den Gedanken und im Umgange leicht zu fühlen und darzustellen, und es ist eine richtige Bemerkung Hume's, dass, obgleich die Engländer an Tiefsinn und Schärfe des Geistes von keinem Volke übertroffen werden, sie doch in der Eigenschaft des Geistes, welche alle übrigen vereinigt, den Franzosen nachstehen müssen *). Die Dichtkunst der nördlichen Völker, der Deutschen und Engländer, ist mehr von der erhabenen Art, d. h. sie beschäftigt sich mehr mit Ideen der Vernunft, und die Einbildungskraft trägt bey ihnen ein ernsthafteres Gepräge. Dichterisches Talent ist aber nur da auf dem höchsten Gipfel, wo, wie bey den Griechen und Italiänern, sich die Einbildungskraft aller Gattungen bemeistert, und Ideen der Vernunft und Verstandesbegriffe sowohl, wie blosse Gegenstände der Sinnlichkeit, unter ihre Gesetze zieht. Diesem zufolge könnte man die Dichtkunst bey den

*) *Hume Essays T. I. p. 84.*

Griechen, als das Product der reinen Einbildungskraft, bey den Franzosen des Verstandes und bey den Deutschen und Engländern der Vernunft betrachten.

Diesen Betrachtungen zufolge bewirkt also das Clima eigentlich nur die Grundlage der Nationalcharaktere, ohne auf die verschiedne Art, wie dieselbe modificirt wird, Einfluſs zu haben. Um alles bisher Gesagte in ein Resultat zusammen zu fassen, so bestimmt das Clima das Verhältniſs der Sinnlichkeit und der untern gegen die obern Erkenntniſskräfte und vermittelst dieses die Temperaments-Eigenthümlichkeiten der Nationen. Aus diesem Verhältnisse ergeben sich, als Folgen, wieder andre Charakterzüge. So ist zu erwarten, daſs eine Nation, bey welcher die Sinnlichkeit vorzüglich einen gewissen Grad von Reizbarkeit und Stärke erreicht hat, auch, im Ganzen genommen, eine natürliche Neigung zu Leichtsinn und Flatterhaftigkeit haben müsse; denn Leichtsinn ist die Leichtigkeit, womit das Gemüth alle äussern, auch die verschiedenartigsten Eindrücke, so wie sie sich ihm darbieten, aufnimmt; dann kann aber jeder Eindruck nur leicht vor der Seele vorüber gleiten und keine daurende Spur zurücklassen; bey der Stimmung der Seele aber, wo äussere Eindrücke sich tief eingraben, findet Leichtsinn weniger statt. Daher sind die Franzosen wegen ihres Leichtsinns allgemein bekannt; bey den südlichern Völkern sind dagegen Beyspiele von lange

bis zur geschickten Zeit verhaltenen Leidenschaften am häufigsten.

Eine andere Folge des lebhaften Temperaments und des durch Einbildungskraft gestimmten Geistes ist Neigung zur Schwärmerey oder zur leidenschaftlichen Beschäftigung mit Ideen, deren Gegenstand jenseits der Gränzen unseres Erfahrungskreises vorgestellt wird, und deren Einfluss aufs Gemüth dieses selbst zu den Geschäften dieses Lebens untüchtig und unaufgelegt machen. Zum Beweise hievon dient das Mönchswesen, welches in dem heissen Clima Aegyptens entstand, und vorzüglich in den südlichen Gegenden von Europa und Asien seinen Sitz genommen hat *).

Indessen muss man bey diesen Betrachtungen nicht ausser Acht lassen, dass der Einfluss aller dieser Wirkungen des Clima's durch das Zusammentreffen mit andern Ursachen bestimmt und modificirt wird, dass sie durch entgegenwirkende Ursachen aufgehoben und durch gleichartige verstärkt werden, endlich auch, dass andere Ursachen ähnliche Wirkungen ohne oder selbst gegen die Tendenz des Clima's hervorbringen können.

---

*) *Montesqu. Espr. d. loix XIV. 7. Gibbon hist. etc. T. VI. p. 195. sqq.* Baseler Ausg.

## Zweyter Abſchnitt.

### Von dem Einfluſſe des Bodens auf die Nationalcharaktere.

Die Verſchiedenheiten des Bodens können aus dreyerley Geſichtspunkten betrachtet werden, erſtlich in Anſehung der Lebensarten, die er veranlaſst, inſofern er zum Ackerbau zur Viehzucht oder zur Jagd am geſchickteſten iſt; zweytens in Anſehung ſeiner Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit; drittens in Anſehung des Eindrucks, den ſeine übrige Beſchaffenheit und Geſtalt, als gebirgig oder flach, von groſsen und ſchiffbaren Strömen durchſchnitten oder trocken, und ſein äuſſeres Anſehen, als reich an erhabenen oder blos ſchönen Gegenſtänden der Natur, mit mannigfaltigen und abwechſelnden Ausſichten, geſchmückt oder einförmig, auf das Gemüth machen dürfte. Hiezu kommt

noch eine vierte Rückſicht, die nicht ſowohl den Boden, als vielmehr das Land, das eine Nation bewohnt, in Anſehung ſeiner Gröſse und Lage als Inſel, Küſtenland oder feſtes Land, betrifft. Jede dieſer Eigenthümlichkeiten des Bodens oder des Landes hat ihre beſondern Wirkungen auf den Charakter der Nation, die darauf oder darin wohnt; Wirkungen, welche zwar in der Natur ſelbſt gröſstentheils verbunden ſind, die es aber rathſam iſt, in der philoſophiſchen Unterſuchung beſonders zu betrachten, nur eine jede genauer beſtimmen zu können. Viele dieſer Eigenſchaften des Bodens haben auch das Beſondere, daſs ſie nicht in ihren nächſten Wirkungen, alſo unmittelbar, ſondern erſt vermittelſt dieſer Wirkungen ihren Einfluſs auf den Charakter der Nation äuſſern. Wenn z. B. ein Land beſonders zur Viehzucht geſchickt iſt, ſo iſt hievon die unmittelbare Folge, daſs das Volk, welches darin wohnt, ein nomadiſches Hirtenleben führt; allein dieſes giebt an und für ſich noch keine Eigenthümlichkeit im Charakter der Nation zu erkennen; erſt die durch die Art des Bodens unmittelbar beſtimmte Lebensweiſe der Bewohner (und alſo der Boden mittelbar durch dieſe) beſtimmt den Nationalcharakter. Andere Eigenſchaften des Bodens, wie das Verhältniſs, in welchem die Anſicht eines Landes zu dem Schönheitsgefühle ſteht, haben einen unmittelbaren Einfluſs; andre haben, neben ihrem unmittelbaren Einfluſſe noch einen mittelbaren, wie

Fruchtbarkeit unmittelbar auf die Thätigkeit der Einwohner, mittelbar aber durch die Volksmenge, die sie begünstigt, auf die schnellere Entwickelung der Geisteskräfte einer Nation wirkt.

---

Es ist natürlich, daſs ein Volk, so lang es sich selbst überlassen ist, diejenige Lebensart, und diejenigen Mittel des Unterhalts wählt, wozu die Art und Erzeugnisse des Bodens, den es bewohnt, ihm die nächste Veranlassung geben. Ein Volk, dessen Land in seinen Wäldern eine grosse Menge Wild ernährt, und auf seinem morastigen oder dürren Boden keine hinreichende Anzahl nährender Pflanzen und Früchte trägt, wird zuerst seinen Unterhalt in der Erlegung der Thiere, ein anderes, dem auch jener Nahrungszweig fehlt, das aber an der See oder fischreichen Strömen wohnt, im Fischfange finden; dasjenige, welches in seiner Heimath viele zahme oder leicht zu zähmende Thiere, und wenig Wild, weit ausgedehnte Triften und Weiden, und keine Waldungen findet, wird seine zahmen Hausthiere zur Speise gebrauchen, und den nöthigen Vorrath von Nahrungsmitteln durch Wartung und Pflege derselben zu erhalten suchen; endlich wird ein Volk auf einem Boden, der jene beyden Nahrungsmittel gar nicht oder nur kärglich darbietet, und hingegen nahrhafte Pflanzen und Früchte

in Menge und von selbst hervorbringt, leicht darauf fallen, jenen natürlichen Wink des Bodens zu benutzen und die Erzeugnisse desselben durch Ackerbau zu vervielfältigen.

Dieses sind die vorzüglichsten Arten, auf welche die Völker ursprünglich ihren Lebensunterhalt suchen; denn Handel ist in der Gestalt, worin er Einfluss auf den Nationalcharakter bekömmt, eine Frucht der Cultur. Es ist aber ungezweifelt und durch die Erfahrung bewährt, dass jede Art der Beschäftigung, der sich ein Mensch ausschliesslich oder vorzugsweise widmet, demselben ein eigenthümliches Gepräge aufdrückt; und so wird also jede Nation, so lang sie sich selbst überlassen ist, einen ihrer Lebensweise angemessenen Charakter zeigen. Diese Lebensweisen und Arten der Beschäftigung können aber in verschiedener Rücksicht den Charakter bestimmen, einmal, insofern jede Beschäftigung dem Geiste eine ihr analoge Wendung giebt, zweytens, insofern die eine mehr, die andere weniger Anstrengung, und zwar die eine von Seiten des Körpers, die andere von Seiten der Seele, und wieder andere von beyden Seiten erfordern, drittens insofern sie in verschiednem Verhältnisse zur Wohlhabenheit und zum Reichthume stehen, die eine mehr, die andere weniger zur Entwickelung der Begriffe vom Eigenthum führt, und in verschiedenem Maasse Ungleichheit im Vermögen, Range und Ansehen entstehen lassen; viertens endlich, insofern sie auf die Volks-

menge Einfluſs haben, und dieſe entweder befördern oder zurückhalten.

Die Richtung, die eine Beſchäftigung durch ihre eigenthümliche Beſchaffenheit dem Gemüthe des Menſchen giebt, iſt zwar im Groſsen, im Verhältniſs zu andern wirkenden Urſachen, gering, und das Verhältniſs der Urſache zur Wirkung zweifelhaft und unſcheinbar; deſto augenſcheinlicher und ſtärker iſt aber dieſer Einfluſs bey einzelnen Menſchen. Daſs die Fleiſcher, zum Beyſpiel, durch die Gewöhnung an das Schlachten der Thiere, Gefühlloſigkeit, Härte, Rohheit und Grauſamkeit annehmen, wird als ſo ausgemacht angeſehen, daſs in England dieſe Klaſſe von Menſchen von den Gerichten, wo über Leben und Tod ausgeſprochen wird, ausgeſchloſſen ſind. Etwas ähnliches findet bey den Jägern ſtatt, beſonders wenn die Jagd auf die Verfolgung des kleinern und keines Widerſtandes fähigen Wildes eingeſchränkt iſt. Es iſt alſo wenigſtens keine ganz grundloſe Vermuthung, daſs ganze Nationen, die gröſstentheils von jenen Beſchäftigungen leben, eine ähnliche Richtung des Geiſtes durch dieſelben bekommen. In der That ſind die Jagdvölker die wildeſten, roheſten und grauſamſten von allen, gegen ihre Feinde jeder Härte fähig, und im Kriegführen eben ſo ſehr zu Hinterliſt und Verrätherey, als zu offener Gewalt geneigt; denn der glückliche Erfolg ihrer Jagd hängt eben

so sehr von List und Überraschung, als von Stärke ab. Ein anderes Beyspiel von der Verähnlichung der Sitten und des Charakters mit der Art der Beschäftigung, findet sich beym Soldatenstande. Die Gewöhnung an Gefahren aller Art, und die Offenheit, welche die Kriege policirter Völker in gewissem Grade nicht nur zulassen, sondern erfordern, machen den Soldaten unerschrocken und muthig, offen, treuherzig und gerade, und eben diese Eigenschaften wird eine Nation besitzen, welche in grosse und gefährliche Kriege verwickelt gewesen ist. Die Sorgfalt, die zur Erhaltung, Vermehrung und zum Gedeihen der Heerden erfordert wird, und besonders bey der Wartung und Pflegung der Jungen statt findet, muss, da die ganze Art der Beschäftigung auf das Erhalten und Pflegen gerichtet ist, auch dem Charakter eine gewisse Milde und Sanftmuth mittheilen, die sich auch vorzüglich bey den Schweizerischen Alpenbewohnern zeigt. Doch kann sich diese Wirkung nur bey ansässigen Hirtenstämmen äussern; bey denjenigen Nationen, deren ganzer Reichthum in Heerden besteht, die in einer grossen Strecke Landes beständig herumstreifen, oft Weide- und Tränkplätze mit den Waffen in der Hand erkämpfen, und stets gegen feindliche Überfälle gerüstet seyn müssen, wird sie durch eben diese kriegerischen Anstalten sehr vermindert und gehemmt. Indessen ist vielleicht die Gastfreyheit und der Edel-

muth der sonst so rauhen und räuberischen Beduinen zum Theil dieser Ursache zuzuschreiben *).

Ausgebreiteter und wichtiger ist der Einfluss, den die Lebensarten durch ihr Verhältniss zu der Anstrengung des Geistes oder Körpers auf den Menschen äussern. Je mehr eine Lebensart und Beschäftigung der Beyhülfe körperlicher oder geistiger Kräfte benöthigt ist, desto mehr wird der Mensch veranlasst, diese zu üben und auszubilden, und eine Lebensart ist der Cultur desto günstiger, je mehr sie das natürliche Gleichgewicht zwischen den körperlichen und geistigen Fähigkeiten erhält, so wie die Menschen in dem Zustande am rohesten sind, in welchem sie bloss zur Vervollkommnung ihrer körperlichen Fertigkeiten Anlass finden. Das Jagdleben erfordert und erzeugt zwar Stärke und Gewandtheit des Körpers, so wie Schärfe aller sinnlichen Werkzeuge, aber es lässt den Geist ganz unthätig und leer; denn der listigen Kunstgriffe, um die Thiere zu fangen, sind zu wenig, und diese wenigen zu einförmig, als dass sie dem Geiste Anlass zum Nachdenken geben, und nicht vielmehr alles der Gewohnheit unterwerfen sollten. Daher erklärt es sich, wie die sonst im Verfolgen der Thiere und Kriegführen so unverdrossenen Jagdvölker sich nach Erwerbung des Nothdürftigen so ganz einer unthäti-

*) Eine treffende Vergleichung der Beduinen und Nordamerikanischen Wilden s. bey *Volney voy. en Syrie T. I. p.* 242.

gen Ruhe hingeben können *). Bedürfnisse sind die Quelle der Thätigkeit, und sobald der Wilde sich seiner täglichen Nahrung versichert hat, bleiben ihm keine Bedürfnisse zu befriedigen mehr übrig. Aber völlige und fortdaurende Unthätigkeit ist der menschlichen Natur eben so sehr zuwider, als fortdaurende Arbeit; so gering auch die Geisteskräfte eines Menschen seyn mögen, so ist doch dieser so schwache Funken hinreichend, ihn von Zeit zu Zeit in Thätigkeit zu setzen, und Beschäftigung suchen zu lassen. Daher die Leidenschaft des Spiels bey den alten Deutschen und den Nordamerikanischen Wilden **); denn Glücksspiele treiben gerade am meisten die Leidenschaften im Wechsel herum, und befördern das Lebensgefühl, ohne der Mitwirkung des Verstandes zu bedürfen. Auch der Körper fühlt zu Zeiten das Bedürfniss der Bewegung und Kraftäusserung, und dieses desto öfter und dringender, je mehr seine Kräfte durch Übung und Gesundheit gestärkt sind. Daher der unruhige Geist der Germanen und Canadier, ihr Hang zu Streifereyen und Kriegszügen, der die ersten antrieb, wenn ihr eigener Stamm Frieden genoss, im Dienste anderer Völkerschaften ihr Leben zu wagen †).

---

*) *Tacit. Germ.* 15. *Carver's Travels p.* 244.

**) *Tacit. Germ.* 24. *Carver p.* 244.

†) *Tacit. Germ.* 14. Vergl. *Caesar B. G. IV,* 1. *Carver p.* 298.

Mehr Veranlassung zur Übung der Geistesfähigkeiten findet der Nomade in seinem Hirtenleben. Obgleich dieser seine körperlichen Kräfte zu Beschützung der Heerden gegen feindliche Überfälle und wilde Thiere, und zur Behauptung und Erkämpfung seiner Weideplätze ebenfalls sehr nöthig hat, so ist doch selten eine so grosse Anstrengung derselben erforderlich, dass nur eine vollkommne Unthätigkeit ihren Abgang ersetzen könnte; ihre Ruhe und Erholung schliesst also die Beschäftigung mit andern Gegenständen nicht so ganz aus, als bey den wilden Jagdvölkern. Dahingegen erfordert das Wohlseyn der Heerden eine anhaltende, obgleich nur mäsig gespannte Aufmerksamkeit, und der Geist, der einmal aufgeregt ist, fühlt bald das Bedürfniss der Beschäftigung, und wendet sich auch auf Gegenstände, die ihn blos wach erhalten, ohne in unmittelbarer Verbindung mit dem Lebensunterhalte zu stehen. Daher hat das Hirtenleben schon viel mehr Veranlassung zur Cultur; in ihm finden wir den ersten Ursprung der Dichtkunst, besonders von der sanftern Gattung; auch die Kenntniss der Natur, des Pflanzen- und Thierreichs, so wie des gestirnten Himmels entsteht in ihm zuerst *). Zu welchem Grade aber die Cultur bey dieser Lebensart gedeihen solle, hängt sehr von andern begleitenden Umständen, wie von der Nachbarschaft streit-

*) *Cic. Divin.* I, 42. *Falc. p.* 337.

barer und kriegerischer oder sanfter und friedlicher Völker ab.

Unter allen obengenannten Lebensarten aber gewährt keine mehr Hülfsmittel zur Entwickelung der Geisteskräfte, als die der Ackerbauer. Die körperlichen Arbeiten sind bey dieser weniger erschöpfend, und gehen weniger auf die Erweckung wilder und ungestümer Leidenschaften. Desto mehr ist der Geist auf die Vortheile gerichtet, die man bey der Anbauung des Bodens benutzen kann; er wird gereizt, sich die Kenntniss derselben durch wiederholte Erfahrungen zu erwerben, vermittelst derselben die bequemste Zeit zur Aussaat, die Maassregeln der Vorsicht in Wartung der Pflanzungen, in der gehörigen und nach eines jeden Bedürfnissen berechneten Geniessung der gewonnenen Früchte und in der Benutzung der eignen Erzeugnisse zur Befriedigung anderer Bedürfnisse, endlich die kräftigsten Vorkehrungen gegen Miswachs und Wetterschäden zu bestimmen. So gewöhnt sich der Mensch auf alle Erscheinungen und Veränderungen der ihn umgebenden Natur zu achten, seinen Vortheil nicht bloss nach dem augenblicklichen Genusse, sondern für die Zukunft zu berechnen, Erfahrungen zu abstrahiren und im Zusammenhange zu ordnen, mit einem Worte, ein planmässigeres, von äusseren Umständen weniger als von Grundsätzen abhängiges Leben zu führen. Hiezu kommt, dass der Landbau mehr, wie irgend eine andre Lebensart, mancher-

ley zusammengesetzte und künstliche Werkzeuge erfordert, hiedurch die Entstehung von Handwerken und Künsten befördert, und durch die Mannigfaltigkeit derselben die Trennung der Stände und Gewerbe, die grössere Vervollkommnung dieser und die Erweiterung des Ideenkreises begünstigt. Auf diese Art wird unter den Landbauern, wenn die Beschaffenheit des Bodens ihren Bemühungen nur einigermassen entspricht, bald ein allgemeiner Geist der Thätigkeit rege, der sich zwar anfänglich als Hang zur Veränderung und als unruhiges Treiben äussert, aber doch allmählich zum eigentlichen Standpunkte der Menschheit führt. Wie sehr diese Betrachtungen mit der Geschichte zusammenstimmen, beweisst der Umstand, dass alle Wissenschaften und Künste zuerst bey ackerbauenden Völkern entstanden, ausgebildet und vervollkommnet worden sind; Aegypten war von jeher als die Wiege der Künste anerkannt; in Indien bildete sich, so wie in Ägypten, schon in den frühesten Zeiten ein eigner Stand der Gelehrten *), dergleichen auch die Gallier zu Cäsars Zeiten an ihren Druiden hatten **). Auch übertreffen diejenigen Einwohner der Südinseln, die grösstentheils vom Ertrage ihres Bodens leben, nach dem Zeugnisse der Reisenden, die übrigen weit an Verstand und Überlegung. Wahrscheinlich rührte

*) *Strabo p. 703. 717. ed. Almelov.*

**) *B. G. VI.*

alſo auch der Unterſchied, der ſchon zu Cäſars Zeiten zwiſchen den Germanen und Galliern ſtatt fand, von keiner andern Urſache her, als weil der Galliſche Boden bey ſeiner Fruchtbarkeit vorzüglich zum Ackerbau einlud, da hingegen Germaniens Wälder, Sümpfe und Moräſte dieſem groſse Hinderniſſe entgegenſetzten, und vorzüglich nur zum rohen Jagdleben Veranlaſſungen darboten. Daher hatten nach Cäſars Berichte die Gallier eine vorzügliche Gewandtheit und Regſamkeit des Geiſtes, dabey aber auch Wankelmüthigkeit, Liebe zur Veränderung, und eine beynahe kindiſche Neugierde, lauter Eigenſchaften, die ſich auch bey den Bewohnern der freundſchaftlichen und Geſellſchaftsinſeln in hohem Grade finden.

Dieſes ſcheinen die Wirkungen des Landbauerlebens im Allgemeinen zu ſeyn; ſie hängen aber dem Grade nach, ſehr von der Leichtigkeit ab, womit der Boden zu den vorhabenden Zwecken benutzt werden kann. Ein ergiebiger Boden erfordert weniger Anſtrengung der körperlichen und Verſtandeskräfte, ſo wie hingegen ein karger Boden dieſe mehr, oft bis zur Erſchöpfung, anſpannt, und da jene Lebensart nur inſofern Einfluſs auf den Charakter des Menſchen hat, als ſie die Übung der körperlichen und geiſtigen Kräfte veranlaſst und begünſtigt, ſo muſs auch das verſchiedne Verhältniſs, in welchem der Gewinn zu der dabey aufzuwen-

denden Mühe steht, einen verschiedenen Einfluss äussern.

Wenn es irgendwo ein Land gäbe, dessen Boden alle den Einwohnern nöthigen Mittel des Unterhalts schon von selbst, und ohne ihrer Mitwirkung dabey zu bedürfen, in hinlänglichem Maasse hervorbrächte, so würden die Bewohner dieses Landes, weit entfernt, zu der höchsten Stufe der Cultur und früher, als andre, zu gelangen, vielmehr in grober Trägheit, Gefühllosigkeit, Stumpfsinn und Unwissenheit versinken, und die Dichtung von einem goldenen Zeitalter, wo die Menschen ohne alle Sorge für ihren Unterhalt, und von der Natur selbst ohne ihr eigenes Zuthun in allen ihren Bedürfnissen befriedigt, in himmlischer Unschuld, ungetrübter Fröhlichkeit und ewigem Frieden lebten, ist zwar für die Einbildungskraft schon gebildeter Menschen, die sich im Fortschreiten zu höherer Bildung und in der Vereinigung der Cultur mit reinem Genusse durch Nahrungssorgen stets gehemmt fühlen, reizend, an sich selbst aber, und von der Vernunft beleuchtet, widersprechend; denn nur durch Übung seiner Kräfte, durch Mühe und Arbeit kann der Mensch zu der Cultur gelangen, die sein Zweck ist. Eben so würde ein Boden, der den Menschen, auch bey dem angestrengtesten Fleisse, nur dürftig ihren Unterhalt verschaffte, und dessen Armuth durch kein benachbartes reicheres Land ersetzt werden könnte, seine Bewohner in dumpfer gefühlloser Unthätigkeit,

wie

wie die Pescheräs des Feuerlandes zurückhalten; denn ohne Hoffnung eines guten Erfolgs verliert Arbeit allen Reiz.

Es verhält sich hierin mit ganzen Nationen, wie mit einzelnen Menschen. Diejenigen, welche in Reichthum und Überfluss geboren, und bey ihrer Erziehung selten oder nie auf die Befriedigung eines ihrer Wünsche zu warten gehabt haben, sind gewöhnlich an Geist- und Seelenkräften sehr mittelmässige Menschen; denn sie hatten nie Anlass, ihren Verstand in Aufsuchung der Mittel, wodurch ihre Wünsche befriedigt werden könnten, zu üben. Daher sind nur aus der Schule der Widerwärtigkeiten und des Zwanges oder aus dem Privatstande grosse Fürsten, wie Friedrich II, Heinrich IV, hervorgegangen. Wie sehr dagegen Armuth den Geist niederdrückt, sieht man in solchen Ländern, wo entweder die Mittel des Erwerbs zu wenig und zu mühevoll sind, oder das durch Arbeit Gewonnene durch andere Kanäle, wie schwere Auflagen und Erpressungen, wieder verloren geht.

Wenn wir also von den Würkungen der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit eines Landes auf den Charakter seiner Anbauer sprechen, so betrachten wir bloss zwey Punkte, die innerhalb jener beyden Äussersten liegen, und das Maass der Kräfte und der Arbeit, die zur Bebauung des Bodens erfordert werden.

Wie viel Arbeit aber ein Boden erfordern müsse, um fruchtbar oder unfruchtbar zu heissen, ist unmöglich zu bestimmen; wir können nur im Allgemeinen sagen, dass ein fruchtbarer Boden den Anbauern von seiner Bearbeitung noch hinlängliche Zeit übrig lassen müsse, um sich zu erholen, und andere Nebengeschäfte zu treiben; ein unfruchtbarer hingegen den ungleich grössern Theil der Zeit für sich erfordere.

Man pflegt gewöhnlich die Einwohner fruchtbarer Länder von einer sehr unvortheilhaften Seite vorzustellen; man beschuldigt sie der Trägheit und Weichlichkeit, einer boshaften und grausamen Gemüthsart, der Liederlichkeit und des Leichtsinns, der Unwissenheit, Feigheit, und einer sclavischen Gemüthsart *). Einige dieser Vorwürfe sind nicht ungegründet; viele beruhen auf der Unbestimmtheit in Ansehung des Begriffs von Fruchtbarkeit und des Grades von Kraftanstrengung, der zur Bebauung des Bodens erfordert wird; andre hingegen lassen sich schwerlich als Folgen der Fruchtbarkeit selbst betrachten. Es liegt am Tage, dass die Einwohner fruchtbarer Länder, die nur einen mässigen Aufwand von Kräften zur Gewinnung ihres Lebensunterhalts nöthig haben, und einen grossen Theil ihrer Zeit auf Erholungen und Belustigungen wenden können, in Vergleichung mit den Bewohnern unfruchtbarer

*) *Falkoner* p. 184. sq.

Gegenden (alſo nur relativ) weniger zur Arbeit und mehr zu Spielen des Körpers oder des Geiſtes geneigt ſeyn müſſen; ob ſie aber ſchlechtweg und abſolut faul und träge genannt zu werden verdienen, hängt gänzlich von dem höhern oder geringern Grade der erforderlichen Arbeit ab. Bey der Fruchtbarkeit des Bodens, wie wir ſie zu beſtimmen verſucht haben, bleibt eine mäſſige Arbeit des Körpers in Bebauung des Bodens und des Geiſtes in Berechnung der möglichen Unglücksfälle und des erforderlichen Vorraths an Früchten immer nöthig; wenn aber der Geiſt einmal zur Thätigkeit aufgeregt iſt, ſo löſst er ſich nicht gleich, nach Beſorgung des Nothdürftigen, in eine völlige Unthätigkeit auf, ſondern fährt vielmehr, auch wenn das Bedürfniſs befriedigt iſt, noch fort, nur auf eine andre Art thätig zu ſeyn. Daher bringen die ackerbauenden Bewohner der freundſchaftlichen und Geſellſchaftsinſeln nicht, wie die nordamerikaniſchen Wilden, nach gethaner Arbeit, ihre Zeit mit Schlafen und gedankenloſem Stillſitzen hin, ſondern widmen ihre Muſse geſellſchaftlichen Unterhaltungen, die ſehr lebhaft, aus Scherz, Spiel und Ernſt gemiſcht ſind, obgleich ſie immer noch im Verhältniſs zu ihrer übrigen Bildung und hinter den Unterhaltungen gebildeterer Nationen ſehr weit zurückſtehen. Von dieſer Geiſtesthätigkeit zeugt auch ihre Neugierde, womit ſie alles, was ihnen neu iſt, begaffen und betaſten; eine Eigenſchaft, die ſie mit den auf der-

selben Stufe stehenden alten Galliern, so wie mit allen, zwar zur Thätigkeit geweckten, aber noch nicht gehörig ausgebildeten Völkern gemein haben, und von der wahrscheinlich auch ihr Hang zur Dieberey eine Folge ist; denn nur die von den Europäern mitgebrachten und ihnen völlig fremden Gegenstände der Kunst versuchten sie zu entwenden, während sie in Ansehung des Eigenthums ihrer Mitbürger völlig enthaltsam waren *). Kriegerischen Geist können diese Nationen nicht besitzen, theils wegen ihrer Lebensart und ihrer Lage als Insulaner, theils wegen des Überflusses an Lebensmitteln, der ihnen den ersten und stärksten Anlass zu Streitigkeiten erspart; würden sie aber nicht in einem Lande, das unter verschiedne Völkerschaften vertheilt wäre, in den Gränzstreitigkeiten mit ihren Nachbarn ebenfalls kriegerisch werden? — Bosheit und Grausamkeit der Einwohner aber läfst sich aus der Fruchtbarkeit eines Landes an und für sich so wenig ableiten, dass diese vielmehr, wenn nicht andere Umstände dazu kommen, den entgegengesetzten Charakter der Sanftmuth, Friedfertigkeit und Herzensgüte hervorzubringen scheint. Wir haben oben gesehen, dass der Ackerbau an und für sich schon die geselligen und sanfteren Tugenden der Menschen sehr begünstigt; wie viel mehr muss dieses der Fall seyn, wenn die Güte des Bodens den Ackerbauern

*) S. *Trois. voy. de Cook II. p. 70. 199. (Liv. III. ch. 9.*

Muſse gewährt, durch andere Beſchäftigungen, durch Scherz und Spiel, das Gemüth zu erheitern, und dadurch der natürlichen Neigung des Menſchen, ſich in Geſellſchaft andern mitzutheilen, Vorſchub leiſtet? Nichts iſt geſchickter, die Menſchen zu den ſanfteren Tugenden zu erziehen, als freyer, ungezwungener, geſellſchaftlicher Umgang. Auch findet bey Fruchtbarkeit des Bodens die im Anfange der bürgerlichen Geſellſchaft gewöhnlichſte Gelegenheit zu Zwiſtigkeiten, Mangel an hinlänglicher Nahrung auf eigenem Boden, gar nicht oder nur in geringerm Grade ſtatt, und läſst nur Grenzſtreitigkeiten oder Kriege aus Ehrgeiz um die Oberherrſchaft zu, die aber ungleich milder ſind, und nur auf einer gewiſſen Höhe der Civiliſation ſtatt finden. Bloſs höchſt indirekt und ohne ihr Verſchulden kann Fruchtbarkeit des Bodens zu Bösartigkeit im Charakter der Einwohner gelegenheitlichen Anlaſs geben, indem ſie andre, von der Natur weniger begünſtigte, und rohere, kriegeriſchere Völker einladet, ſich in den Beſitz des reicheren Bodens zu ſetzen, wie dieſes bey den Einfällen der Nordiſchen Barbaren ins Römiſche Reich der Fall war. Dann wird die ſchwächere Nation, durch die grauſamen und räuberiſchen Sieger gehetzt, gegen die Urheber ihrer Leiden erbittert, und ſucht durch Liſt und heimliche Nachſtellungen ihre Rache zu befriedigen, die ſie durch offenbare Gewalt nicht zu kühlen vermochte. Auf dieſe Art wird Argliſt und Betrug

ein Charakterzug ſolcher Nationen, die unter der Ueberlegenheit eines auswärtigen Feindes erliegen, ſo wie derer, die einer deſpotiſchen Regierung unterworfen ſind *). Aber dieſes der Fruchtbarkeit des Bodens anrechnen zu wollen, weil dieſe zufälligerweiſe auswärtige Schwärme anlockt, wäre eben ſo ungereimt, als wenn man dem Reichen die Diebſtähle zurechnen wollte, die der Reiz ſeiner Reichthümer etwa veranlaſſen möchte. — Gutmüthigkeit und ein offenes, argloſes Betragen war auch ein Zug, wodurch ſich die Bewohner der fruchtbaren, zum Ackerbau geeigneten Inſeln der Südſee vor denen der unfruchtbaren auszeichneten, denn ihre Neigung zum Stehlen ſcheint mehr eine Folge ihrer kindiſchen Neugierde, die ſie antrieb, alles, was ihnen neu war, zu begaffen und beſitzen zu wollen, als einer moraliſchen Verdorbenheit zu ſeyn. Eben ſo unterſchieden ſich ſchon zu Cäſars Zeit die Gallier durch Leutſeligkeit und gefälliges Zuvorkommen

---

*) *J'ai obſervé ceci dans tout l'Orient et particulièrement dans les lieux, où la tyrannie eſt la plus rude, que la violence et la ruſe y ſont toujours aux priſes l'une avec l'autre, et que là, où l'on traite les ſujets avec plus de violence, c'eſt où il ſe commet plus de friponneries et plus de fauſſetés, comme étant le ſeul recours contre l'oppreſſion.* Chardin *Vol. VI. p.* 127. Man vergleiche, was Savary *Lettr. ſur l'Egypte, Vol. III. p.* 17. *ſ.* von den Fellahs, und Volney *voy. de Syrie, Vol. II. p.* 283. von den griechiſchen Chriſten im Orient ſagen.

gegen Fremde von ihren Nachbarn, den Germanen. — Gastfreyheit hat wohl schwerlich jemals in einem unfruchtbaren, blos durch den Ackerbau bestehenden Lande, sondern nur unter wohlhabenden Ackerbauern oder Hirtenvölkern geblüht. Die Arglist und Treulosigkeit, die Chardin den, übrigens mit den Franzosen sehr übereinstimmenden, Persern vorwirft *), ist hingegen, so wie der betrügerische Charakter der Chinesen, wahrscheinlich die Folge der despotischen Regierung.

Gegründeter ist der Vorwurf des Leichtsinns, des Hanges zum Wohlleben und der Liederlichkeit, den man den Einwohnern fruchtbarer Länder macht. Durch die Ergiebigkeit seines Bodens fühlt sich der Mensch vieler Sorgen enthoben, die den Bewohner eines unfruchtbaren Landes drücken: er findet auch ohne ängstliches Berechnen seinen Unterhalt; die Ergötzungen und Spiele, womit er seine müssigen Stunden ausfüllt, vollenden die Stimmung, wozu jene Leichtigkeit des Unterhalts den Grund gelegt hatte, sich der Sorgen soviel wie möglich zu entschlagen, und soviel wie möglich den Genuss des Augenblicks zu haschen **). Mit dem Leichtsinne ist die Neigung zum Wohlleben nahe verwandt,

*) *Chardin voy. en Perse Vol. IV. p. 105.*

**) Den Otaheitiern schreibt Knig eine [illegible] *ne et une humeur volage* zu. *Trois. voy. d*[illegible] *n.* 68.

und von beyden ist nur ein kleiner Schritt zur Liederlichkeit, d. h. zu dem Hange, sich, unbekümmert um die nachtheiligen Folgen, dem physischen Genusse zu ergeben. Diese fand sich schon bey den Otaheitiern in hohem Grade; des Leichtsinns beschuldigt man gewöhnlich und nicht ganz mit Unrecht die Einwohner der fruchtbarsten Länder unseres Welttheils, wie die Italiäner und Franzosen; auch von den Persern meldet Chardin dasselbe *). Aber Leichtsinn und Ueppigkeit sind nicht sowohl Folgen der Fruchtbarkeit eines Landes insbesondere, als überhaupt der Enthebung von Sorgen und der Leichtigkeit, womit ein Volk seine Bedürfnisse befriedigt. Die Athenienser waren, ungeachtet ihres rauhen Bodens, das leichtsinnigste Volk Griechenlands, weil sie, selbst in ununterbrochener Musse, sich durch die Arbeit ihrer zahlreichen Sclaven, alles was sie zum Lebensunterhalt bedurften, verschafften, und durch ihren ausgebreiteten Handel auch alle Bequemlichkeiten des Lebens im Überflusse erhielten. Nirgends herrscht vielleicht Wohlleben, Üppigkeit und Schwelgerey in höherem Grade, als bey dem Adel in Polen und Rußland, den auch seine Leibeigenen aller Sorge für ihren Unterhalt überheben.

Was nun den Zustand der Künste und Wissenschaften in fruchtbaren Ländern betrifft, so ist schon

*) *Chardin voy. Vol. IV. p. 99.*

der Umstand, dass fast alle Künste zuerst in fruchtbaren Ländern erfunden und ausgebildet sind, hinlänglich, um den Vorwurf zu widerlegen, dass Fruchtbarkeit des Bodens dem Entstehen und Fortgange derselben nachtheilig wären. Man sollte, auch ohne die Geschichte zu Rathe zu ziehen, vermuthen, dass die Eigenthümer eines fruchtbaren Bodens vorzügliche Gewandtheit des Geistes, und Erfindungskraft besitzen müssten, da die Nothwendigkeit, der Natur auch durch Kunst einigermassen zu Hülfe zu kommen, sie zur Ersinnung allerhand Werkzeuge treibt, und der glückliche Erfolg ihrer Bemühungen sie zu weiterer Vervollkommnung derselben reizt. Hiezu kommt der Geist des wechselseitigen gesellschaftlichen Verkehrs, der sich frühzeitig in solchen Ländern regt, und mehr, wie irgend etwas anderes, im Stande ist, das Gemüth zu beleben, und die Lebenskraft, so wie alle Kräfte des Geistes und der Seele durch abwechselnde Übung in gehöriges Gleichgewicht zu bringen. Die Geschichte bestätiget diese Vermuthungen vollkommen. Von den alten Galliern, die doch noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur standen, meldet Cäsar, dass sie vorzüglich gewandt und sinnreich, und alles, was sie hörten und sähen, nachzuahmen oder selbst hervorzubringen geschickt wären *). Dasselbe wird von den Einwohnern der freundschaft-

*) *Caes. B. G. VII, 22.*

lichen und Societätsinseln erzählt *). Aber es scheint die Bestimmung des menschlichen Geschlechtes zu seyn, nie theilweise und in isolirten Gruppen, sondern im Ganzen und durch wechselsweise Mittheilung aller durch Sprache, Sitten und Lebensart verschiedenen Abtheilungen zur Cultur zu gelangen, und nie hat es noch eine Nation gegeben, die in einen geschlossenen Kreis zurückgezogen, und ohne den Beystand einer andern Nation, zu einem bedeutenden Grade der Bildung gelangt wäre. Die allen Verkehr mit Auswärtigen meidenden Egyptier stiegen nur bis zu einer gewissen Stufe, und waren nicht im Stande höher zu steigen. So auch fast alle andere Asiatische Völker. Die Griechen verdankten ihre erste Bildung den Ankömmlingen aus Egypten, Phönizien und Phrygien; ihr friedlicher oder feindlicher Verkehr mit den Persern und andern unterhielt das Fortschreiten derselben, und die Vertheilung Griechenlands selbst in so viele, an Regierungsform, Gebräuchen, Spracheigenthümlichkeiten und Cultur so verschiedene Völkerschaften vollendete sie. Doch diese Thatsache ist in einzelnen Theilen schon hinlänglich erwiesen, und es ist hier der Ort nicht, sie weitläuftiger auszuführen. Das bisher Gesagte mag indessen dazu dienen, zu verhindern, dass man die geringe Cultur, die sich bey den Bewohnern der fruchtbarsten Gegenden in der neuen Welt in

*) *Trois. voy. de Cook Liv. III. ch.* 9.

Vergleichung mit Europäischer Bildung findet, nicht als eine Folge der Fruchtbarkeit des Bodens selbst betrachte. Die Fruchtbarkeit, von deren Wirkungen wir sprechen, begründet bloss eine gewisse bestimmte Anlage und Fähigkeit der Menschen zu diesem oder jenem Gebrauche des Verstandes, zieht aber keinesweges das Positive jener Wirkungen unmittelbar und nothwendig nach sich. Jene Anlagen und Keime zu entwickeln, und zur Blüthe zu bringen, bleibt andern begleitenden Umständen, von denen die Verbindung einer Nation mit andern eine der vornehmsten ist, überlassen; ja es können Umstände eintreten, welche jene Anlagen in ihrem ersten Aufkeimen ersticken.

Den Vorwurf der Feigheit und des Sclavensinnes haben schon die Alten den morgenländischen Völkern gemacht, und die Ursache jener Geistesschwäche theils in dem Clima, und theils in der Fruchtbarkeit des Bodens zu finden geglaubt. In der That haben auch Wärme des Clima und Fruchtbarkeit des Bodens die Wirkung mit einander gemein, dass sie der Sinnlichkeit ein bedeutendes Übergewicht geben, jene durch ihren unmittelbaren Einfluss auf die körperliche Organisation des Menschen, und diese durch die Begünstigung, die sie den leichtern Beschäftigungen des Geistes und den körperlichen Vergnügungen gewährt. Indessen ist bey der Wärme des Clima der Nachtheil weit mehr auf Seiten des Geistes, weil, bey allen Befriedigungen der Sinn-

lichkeit, welche Fruchtbarkeit des Bodens erlaubt, der Geist doch immer in einer, obgleich leichtern Art der Thätigkeit erhalten wird. Also werden die, durch die Leichtigkeit ihres Unterhalts zum Genuss und zur Fröhlichkeit gestimmten und durch wechselseitigen Umgang und gesellschaftliche Belustigungen belebten Einwohner fruchtbarer Länder mehr, wie die an harte Arbeit gewöhnten Einwohner unfruchtbarer Gegenden, Gefahren zu vermeiden suchen; aber ihnen deswegen Feigheit (welches ein relativer Begriff ist) zuzuschreiben, ist ein übereiltes Verfahren, welches auf der einseitigen und falschen Erklärung des Umstandes beruht, dass meist nur fruchtbare Länder die Beute der Eroberer geworden sind — Eben so ungegründet ist der Vorwurf des Sclavensinnes bey den Bewohnern fruchtbarer Länder. Im neuern Europa sind nicht allein fruchtbare, sondern auch sehr unfruchtbare Länder dem ärgsten Despotismus unterworfen worden; Italien, Griechenland und England können gewiss nicht zu den unfruchtbaren Ländern gezählt werden, und dennoch waren jene im Alterthume, und dieses ist noch heut zutage der Sitz der politischen Freyheit. Es wäre ein Unglück für das menschliche Geschlecht, wenn Despotismus und Freyheit an die Ergiebigkeit oder Kargheit des Bodens unvermeidlich gebunden wären, und wenn die Natur diejenigen Länder, die sie am reichlichsten ausgestattet und denen sie die meisten und grössten Einflüsse auf die Entwickelung und

Ausbildung der menschlichen Fähigkeiten verliehen, zugleich auch zu den wirksamsten Werkzeugen der Unterdrückung des menschlichen Geistes verurtheilt hätte. Obgleich, wie wir im folgenden Abschnitte zeigen werden, die Natur des Bodens auf die Regierungsformen insofern Einfluss hat, dass sie die Einwohner eines Landes für die eine oder andre Art der Verfassung empfänglich macht, so kann doch diese Empfänglichkeit erst durch andere und mancherley zusammentreffende Ursachen zur Wirklichkeit gebracht werden, und die Fruchtbarkeit des Erdreichs könnte die Einwohner höchstens nur zur Unterwerfung unter den Despotismus vorbereiten. Indessen scheint auch dieses am wenigsten bey den zum Ackerbau bestimmten Ländern der Fall seyn zu können; denn Ackerbau giebt den Menschen Anleitung zum Denken, zur Berechnung der Ursachen und Folgen, gewöhnt sie an eine gewisse Ordnung in ihren Betrachtungen und Geschäften, und bringt also eine Stimmung hervor, die dem Despotismus nichts weniger als günstig ist. Daher nimmt auch die Regierungsform in ergiebigen Ackerbauländern, wie im alten Egypten und Indien, so geisttödtend und voller Missbräuche sie auch immer seyn mag, doch eine gewisse regelmässige Form an, die jene Mängel selbst merklich mildert; in allen Ackerbauländern finden wir, sobald die Cultur nur einigermassen fortgerückt war, Gesetze, oder statt ihrer festgegründete Gebräuche und Ge-

wohnheiten. Despotische, d. h. willkührliche, an kein Gesetz gebundene Regierungen entstehen nur unter nomadischen, an Familienregierungen gewöhnten Völkern, wenn sie in eine militärische Verfassung treten, wo die Natur der Sache selbst ein unumschränktes, sich nur durch Umstände bestimmendes Oberhaupt nöthig macht. Auch muss man die Stufe der gesellschaftlichen und politischen Bildung, auf welcher eine Nation steht, nie ausser Acht lassen. Im Anfange der bürgerlichen Gesellschaft sind der Regierungsgeschäfte so wenig, und diese wenigen sind so einfach, dass man sie ohne Scheu den Einsichten und der Willkühr eines Einzigen überlassen kann. In solchen Lagen stehen auch die ackerbauenden Bewohner der fruchtbarsten Länder, wie Otaheiti, unter willkührlichen Regierungen. Erst bey weiterm Fortgange der politischen Bildung zeigt es sich, zu welcher Art von Regierung eine Nation durch die auf sie wirkenden Ursachen geeignet sey. Anstatt dass bey einem nomadisch-militärischen Volke sich die willkührliche Alleinherrschaft immer weiter ausdehnt, wird bey ackerbauenden Völkern der Gang der Geschäfte und die Art der Verwaltung immer regelmässiger und an bestimmte Gesetze gebundener werden, d. h. sich immer weiter, wenigstens der Form nach, vom Despotismus entfernen. Die mit Überlegung verknüpfte Regelmässigkeit der Lebensordnung ist es eigentlich, was bey ackerbauenden Völkern dem Despotismus

Einhält thut, und da jene sich immer in höherm Grade bey den Bewohnern unfruchtbarer, als bey denen fruchtbarer Länder findet, so werden freylich insofern die Einwohner der erstern sich mehr politische Freyheit, als die der letztern erwerben. Aber von dem höchsten Grade der Freyheit bis zum Despotismus sind so viele Abstufungen, dass es widersinnig seyn würde, da, wo ein minder hoher Grad der Freyheit ist, gleich Despotismus zu finden: eine Nation kann also gar wohl weniger frey als eine andere seyn, ohne darum gerade unter dem Drucke des Despotismus zu seufzen. Es ist demohngeachtet nicht weniger wahr, dass fruchtbare Länder den Keim zu Missbräuchen in der Verwaltung und Verfassung und zur Kränkung der Freyheit in sich tragen; der Hang zu Ergötzlichkeiten, und der ihn begleitende Leichtsinn steigen bey dem Wohlstande, der sich nach und nach immer allgemeiner verbreitet, endlich so hoch, dass die Gemüther gegen alles, was jenem Hange nicht unmittelbar Vorschub leistet, lau und gleichgültig werden, und die Eingriffe der Regierungen übersehen. Dieses ist die Folge, nicht allein der Fruchtbarkeit des Bodens, sondern überhaupt des Reichthums einer Nation, durch welche Ursachen dieser auch hervorgebracht seyn mag, nur mit dem Unterschiede, dass der Reichthum, welcher sich auf die Erzeugnisse des Bodens gründet, niemals so groſs seyn kann, als derjenige, der auf Handel gebaut ist, und dass bey

jenem die Nothwendigkeit der Arbeit, die selbst in dem Verhältnisse zunimmt, als die Volksmenge steigt, ein kräftiges Gegengewicht wider den Leichtsinn enthält.

Das Resultat dieser Betrachtungen ist nun, dass Fruchtbarkeit des Bodens die Einwohner durch die Belohnung, die sie der Arbeit gewähren, thätig und arbeitsam, durch den Schwung, den diese dem Geiste giebt, auch zu andern Geschäften ausser denen, welche den Lebensunterhalt unmittelbar betreffen, aufgelegt und geschickt, also nachforschend und erfinderisch, durch die Leichtigkeit des Unterhalts zu Ergötzlichkeiten und zum Genuss des Lebens geneigt, also gesellig und fröhlich, gutmüthig und gastfreundschaftlich, zugleich aber auch leichtsinnig macht. Viele dieser Eigenschaften äussern sich aber nicht gleich in ihrer vollen Stärke; so lange eine Nation noch keine grossen Fortschritte in der Civilisation gemacht hat, zeigen sie sich nur in ihren ersten Aussenlinien, und durch Symptome, die den noch unentwickelten Zustand derselben anzeigen. So wie Kinder von lebhaften und regen Verstandeskräften frühzeitig viel Neugierde zeigen, so äussert sich die Gewandtheit und Thätigkeit des Geistes, die wir als eine Folge der Fruchtbarkeit des Bodens betrachtet haben, bey Nationen, die noch auf einer niedern Stufe der Cultur stehen, wie bey den alten Galliern und Otaheitiern, ebenfalls durch eine fast kindische Neugierde. — Eine Folge

des Hangs zur Geselligkeit ist die Neigung sich durch körperliche Fertigkeiten und Putz auszuzeichnen, und bey andern wichtig zu machen; eine Neigung, die sich im Kindheitsalter einer Nation auf sehr abentheuerliche Art zeigt, beym Fortgange der Cultur aber dazu dient, den Geschmack zu entwickeln, sich nach und nach weiter auch auf Auszeichnung durch andere Vorzüge ausdehnt, und so dazu beyträgt, die Seele in Thätigkeit zu erhalten und die Ausbildung ihrer Fähigkeiten zu befördern. Auf diese Weise ist Eitelkeit das Symptom der gesellschaftlichen Stimmung bey noch rohen Nationen.

Wir gehen jetzt über zur Betrachtung der Wirkungen, welche die Unfruchtbarkeit des Bodens auf die Entwickelung der Geisteskräfte und den Charakter der Einwohner hat. Da die Unfruchtbarkeit des Erdreichs die Anbauer zu einer schwerern und anhaltendern Arbeit nöthigt, so folgt hieraus einerseits, dass die Körper derselben abgehärteter und zäher sind, und weniger schöne oder angenehme Formen haben, als die der Bewohner fruchtbarer Gegenden, und auf der andern Seite, dass sie weniger Musse zur Erholung und Ergötzung des Geistes durch freye, die Nahrungssorgen nicht betreffende Geschäfte, geniessen könnten. In solchen Lagen ist der Geist zu sehr auf Ein Geschäft gerichtet, als dass er sich frey ausbreiten und durch Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die ihn beschäftigen und der dadurch erzeugten Begriffe beleben könnte. Die

gesellschaftlichen Verhältnisse werden also weniger ausgebildet, die Menschen ernster und trockener, zuweilen selbst rauher, zu den Wissenschaften, besonders den freyen und angenehmen Künsten weniger aufgelegt, gleichgültiger gegen das Neue in Künsten und Wissenschaften, so wie im gemeinen Leben und in der Natur, und somit bey dem einmal eingeführten Gang der Geschäfte beharrlicher seyn, als die Bewohner fruchtbarerer Länder. — Weniger ergiebige Länder liefern auch gute Soldaten; die Einwohner derselben sind schon an mancherley Anstrengungen, Mühseligkeiten und Entbehrungen gewöhnt, und sie verstehen sich desto leichter zu kriegerischen Unternehmungen, wenn man ihnen den Besitz eines gesegnetern Landes und den Genuss eines gemächlicheren Lebens, als den Lohn ihrer Anstrengung, in der Ferne zeigt. Dieses mag zum Theil die Ursache seyn, warum die nordischen Völkerschaften, die meistens aus rauhen und nicht vorzüglich fruchtbaren Ländern kamen, die südlichen fruchtbaren Provinzen des Römischen Reichs überschwemmen konnten. Dass aber diese rauhen und kriegerischen Barbaren bald nach ihrer Niederlassung in den eroberten Ländern ausarteten, und in eine Geist- und Körper-schwächende Weichlichkeit und Schwelgerey verfielen, kann darum nicht als ein Beweis für die erschlaffende Eigenschaft fruchtbarer Länder angesehen werden; die Ursache dieser Ausartung lag vielmehr darin, dass die Eroberer alle Mühe des



Nahrungserwerbs den Besiegten überliessen, und sich selbst der Unthätigkeit ergaben, bis nach mancherley Stöfsen und Erschütterungen der Unterschied zwischen Siegern und Besiegten aufhörte und die Arbeiten unter beyde mehr gleichmässig vertheilt wurden. — Dieselbe Abhärtung, welche solche Völker zu Eroberern eignet, macht sie auch fähiger, ihr eigenes Land gegen fremde Anfälle zu beschützen, und ihre Vaterlandsliebe giebt ihnen den Muth dazu. Denn es scheint, als ob der Mensch alle Gegenstände sich, so zu sagen, mehr aneignet, und mit wärmerer Liebe umfasst, je mehr Mühe ihn die Erwerbung oder Benutzung derselben gekostet hat; die Arbeit, die er auf sie verwandt hat, macht sie gleichsam zu Theilen seines eigenen Selbst, anstatt dafs leicht erworbene Gegenstände ihm immer fremd bleiben, und ihn nur durch den Vortheil des Genusses anziehen. Daher die sonst unerklärliche Anhänglichkeit vieler, besonders nordischer Völker, an ihr, obgleich im höchsten Grade rauhes und unfreundliches, Vaterland. Diese Anhänglichkeit giebt dem Bewohner unfruchtbarer Länder den Muth und die ausdaurende, gewöhnlich mit glücklichem Erfolge, gekrönte Kraft, seine Heimath gegen äussere Anfälle zu vertheidigen. Meistentheils sind dergleichen unfruchtbare Länder von der Natur selbst, durch Gebirge, wie die Schweiz, oder Sandwüsten, wie Arabien, unzugänglicher gemacht, und die Einwohner finden also in der Lage ihres Landes selbst

schon eine mächtige Unterstützung gegen fremde Überwältiger; aber diese Lage des Landes würde allein jene Tapferkeit nicht hervorzubringen vermögen; bey der besten Gelegenheit muss noch die Stimmung hinzukommen, diese Gelegenheit benutzen zu wollen, und diese Stimmung kann durch die Gelegenheit an und für sich nicht bewirkt werden. Die zur Vertheidigung geeignete Lage eines Landes kann also wohl den guten Erfolg versichern, aber die eigenthümliche Ursache, warum Bergvölker gewöhnlich ausdaurender, tapferer und im Widerstande hartnäckiger sind, als die Bewohner ebener Länder, ist keine andere, als weil jene gemeiniglich einen unfruchtbarern Boden bewohnen, und daher theils mehr durch Arbeit abgehärtet und zur Ertragung großer Beschwerlichkeiten und Entbehrungen fähiger, theils an den Boden, dessen Benutzung sie Mühe gekostet hat, mehr durch Liebe gefesselt sind. Will man Beweise aus der Geschichte, dass die Bewohner gebirgigter und also unfruchtbarer Länder überhaupt, tapferer und in der Behauptung ihrer Unabhängigkeit standhafter gewesen sind, als die Bewohner ebener Länder, so darf man sich nur an die alten Spanier erinnern, die den räuberischen Welteroberungs-Entwürfen der Römer zwey Jahrhunderte lang den entschlossensten Widerstand entgegensetzten, während dass es zur Unterjochung des ebneren und milderen Galliens eines Krieges von nur acht Jahren bedurfte. Spanien beschreibt aber

schon Strabo *) als ein rauhes, sehr bergigtes, waldigtes und in Ansehung seines Erdreichs dürres Land. Unter diesen Spaniern selbst vertheidigte kein Stamm seine Unabhängigkeit länger und hartnäckiger, als die Cantabrer und Celtiberer, in dem gebirgigsten und rauhesten nördlichen Theile der Halbinsel, der nach der neuen Eintheilung die Provinzen Gallicien, Asturien und Biscaya in sich begreift; die Einwohner dieser Provinzen waren ferner im neunten Jahrhunderte die einzigen, die den siegreichen Waffen der Saracenen muthig die Spitze boten und aus ihrer Mitte gingen die Krieger hervor, welche ihr Vaterland nach und nach wieder der Herrschaft der Mauren entrissen. Unter den Völkerschaften Italiens widerstand keine den Römern länger und standhafter, als die Samniten uud Marsen, die den höchsten Bergrücken von Mittelitalien bewohnten, da hingegen ihre Nachbaren, die Campanier, in ihrem ebneren, fruchtbaren und reizenden Fluren sich fast ohne Widerstand ergaben und frühzeitig in Weichlichkeit und Schwelgerey versanken. Ein näheres und anziehenderes Beyspiel hievon sind die Schweitzer, die schon Cäsar die tapfersten aller Gallier nennt, die in neuern Zeiten mit beyspiellosem Heldenmuthe und reiner Vaterlandsliebe durch einen mehr als hundertjährigen Kampf ihre Freyheit errangen, und auch bey der

*) *Lib. III. init.*

letzten Überwältigung ihres Landes durch einen übermüthigen Nachbar mit einer Tapferkeit fochten, die ihr Schicksal nur härter und bedaurenswürdiger macht *).

Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit eines Landes hat eben so wenig, wie irgend eine andre physische Ursache, an und für sich selbst einen unmittelbaren Einfluss auf den moralischen Charakter der Einwohner, so dass Fruchtbarkeit dieselben leutselig, gut-

*) Den obenerwähnten Ursachen zusammengenommen, ist es zuzuschreiben, dass mitten in despotischen Reichen zuweilen Völkerschaften angetroffen werden, die sich einigen Grad von bürgerlicher Freyheit zu erhalten gewusst haben. Die Maroniten oder Römischcatholischen Christen in Syrien wurden erst im Jahr 1588 von den Türken bezwungen; noch jetzt bezahlen sie nur einen Tribut an den Pascha von Tripoli, haben Glocken in ihren Kapellen, und tragen einen grünen Turban, welches ausser ihren Wohnplätzen einem Christen das Leben kosten würde. Sie bewohnen aber auch die steilen Felsen des Libanus. *Volney voy. de Syrie II. p.* 5 — 13. Doch hat Priesterherrschaft ihre Energie gelähmt; welches bey den Drusen, einer eigenen Religionssecte, der Fall nicht ist. „*Parmi les Druses chacun jouit dans la securité de sa propriété et de sa vie — Exempts de la violence et des insultes du despotisme, ils se régardent comme des hommes plus parfaits, que leurs voisins, parcequ'ils ont le bonheur d'être moins avilis. De-là s'est formé un caractere plus fier, plus énergique, plus actif, un veritable ésprit républicain.*" *Volney ib. p.* 14. Auch sie bewohnen den Libanus und Antilibanus.

müthig und gefällig, Unfruchtbarkeit hingegen hart, boshaft und feindſelig oder umgekehrt machte. Indeſſen geben doch dieſe Beſchaffenheiten des Bodens dem moraliſchen Charakter bey einerley Grundlage einen verſchiedenen Anſtrich; bey den Bewohnern fruchtbarer Länder hat Güte des Charakters ein gefälligeres, einnehmenderes und liebenswürdigeres, bey denen unfruchtbarer Länder ein härteres, zurückſtoſsenderes und ernſteres Äuſsere, ob es gleich hiebey gewöhnlich der Fall iſt, daſs dieſe bey näherer Bekanntſchaft eine innigere Liebe und wahrere Achtung einflöſsen, jene hingegen mehr Schonung bedürfen und finden. Dieſer Unterſchied in der Auſſenſeite rührt theils daher, weil die Einwohner unfruchtbarer Länder weniger Muſse zur Belebung des Geiſtes durch die leichteren Beſchäftigungen der Einbildungskraft und des Witzes gewinnen können, theils weil die gröſsere Schwierigkeit des Unterhalts und mehr Nahrungsſorgen das Gemüth mehr in ſich ſelbſt zurückziehen, als zur Mittheilung öffnen. Bey jeder Lebensart, derjenigen der Jagdvölker, Nomaden und Fiſcheſſer ſowohl, als derjenigen der Ackerbauer, bringt Dürftigkeit der Nahrungsmittel eine verſchloſsnere Gemüthsart, und gröſsere Trennung zwiſchen den verſchiednen Familien und Stämmen hervor *). Wenn eine anſehnliche Strecke Landes

---

*) *The ſolitary wild ſtate is always a ſerious one. Bating the ſudden and violent burſts of mirth, which ſome*

so beschaffen ist, dass sie den nächsten Anlass zum Jägerleben giebt, welches niemals oder äusserst selten Überfluss an Nahrungsmitteln gewährt, so werden die Einwohner derselben sich nicht in Ein grosses Volk vereinigen, sondern in mehrere Völkerschaften und Stämme absondern, die einander als ganz fremd betrachten und feindselig behandeln; diess ist der Fall in Nordamerika und war es im alten Deutschland. Bey Nomadenvölkern erstreckt sich die Verbindung selbst nur auf die Mitglieder einzelner Familien; was ausser denselben ist, wird gewöhnlich als Feind angesehen, mit dem nur nach vorhergegangnen Verträgen Friede statt findet; die Angehörigen Einer Familie halten dagegen desto fester zusammen, und das Interesse Eines Mitgliedes wird als die Angelegenheit des ganzen Stammes betrachtet. Bey den Neu-Seeländer, bey denen sich beynahe keine Spur von Ackerbau findet, und die allein vom Fischfang leben *), ist die Trennung der Stämme so gross, dass Cook daselbst kein noch so kleines Dorf antraf, dessen Einwohner nicht um seinen Beystand zum Angriff und zur Ausrottung ihrer Nachbarn angehal-

---

*times break forth at their dances and feasts, the savage American tribes have been noted by all travellers for their gravity and taciturnity. Blair's crit. dissert. on Ossian p. 528.*

*) *Trois. voy. de Cook, T. I. p. 244.*

ten hätten *). Sie werden im höchsten Grade bey den geringsten Anläſsen zum Zorne gereizt, und ergreifen jede Gelegenheit Rache zu üben; unter ihnen ist eine Art Vergeltungsrecht und Blutrache eingeführt, und alle ihre Künste bestehen in der geschickten Anlegung von Vertheidigungsplätzen **). Das Ackerbauerleben hat nun zwar die nähere Zusammenziehung der Menschen zu wechselseitiger Unterstützung, Frieden und Einigkeit, zur natürlichen Folge; indessen ist doch der Grad dieser bürgerlichen und gesellschaftlichen Verbindung sehr verschieden. Wir haben schon oben gesehen, wie viel die Fruchtbarkeit des Bodens zur genauern Verbindung unter den Menschen beyträgt; viel loser und schwächer ist das Band, welches die Bewohner eines unfruchtbaren Bodens zusammenknüpft. Wo der gröſste Theil der Zeit auf die Erwerbung des Nöthigen verwandt werden muſs, da beschränkt sich der Mensch nach vollbrachter Arbeit auf die Gesellschaft derjenigen, die durch Bande des Bluts oder durch Theilnahme an denselben Beschäftigungen ihm die nächsten sind; der Kreis des Umgangs zieht sich enger zusammen, und der Geist wird gewissermaſsen zu sehr beschränkt, als daſs er an vielen zugleich Antheil nehmen könnte. Daher ist auch zu ver-

*) *Tr. voy. de Cook ib. p. 190.*

**) *Id. ib. p. 209. 246. sq.*

muthen, daſs in einem Lande von anſehnlicher Ausdehnung, deſſen Boden zum Ackerbau geſchickt, aber nur mäſſig ergiebig wäre, die Menſchen ſich nicht ſowohl in Eine groſse Nation vereinigen, als vielmehr in mehrere beſondere, obgleich durch ein politiſches Band einigermaſsen zuſammengehaltene Völkerſchaften ſpalten werden. Vielleicht iſt dieſes eine von den Urſachen der Zerſtückelung von Deutſchland und der Schweiz, die in demſelben Maſse zunahm, als andere Länder ſich der politiſchen Einheit näherten. Gallien war zwar auch zu Julius Cäſars Zeit in unzählige kleine Völkerſchaften vertheilt; aber dieſe lebten gröſstentheils in freundſchaftlichem Verkehr mit einander, und vereinigten ſich leicht zu irgend einer gemeinſchaftlichen Unternehmung; eine Verbindung, wie Vercingetorix gegen die Römer zu Stande brachte, wäre weder in Germanien, noch Spanien gelungen; die einzige Art des Streits, der in Gallien herrſchte, betraf die Oberherrſchaft oder den Vorrang Einer Nation über die andere oder alle übrigen; in dieſer Rückſicht hing Gallien entweder den Sequanern oder Aeduern an; aber ſelbſt die leichte Vereinigung mehrerer Völkerſchaften zu einer oder der anderen Parthey läſst eine natürliche Tendenz zur politiſchen Einheit bey ihnen vermuthen. Überhaupt aber ſind die Kriege wegen des politiſchen Übergewichts die mildeſten von allen, weil man die Beſiegten aus eben der Urſache, warum man ſie angriff, ſchonen muſs.

Es läſst ſich alſo aus dem bisher Geſagten ſchlieſsen, daſs die Bewohner unfruchtbarer Gegenden nicht den Grad von leichtem Verkehr und geſellſchaftlicher Mittheilung haben werden, als die Einwohner eines fruchtbaren Bodens. Auſſer der oben angeführten Urſache dieſer gröſsern Unumgänglichkeit mag auch noch ein Grund darin liegen, daſs ein geringer Vorrath von Lebensmitteln, wenigſtens beym erſten Anfange der Geſellſchaft mehr Anlaſs zu Streitigkeiten giebt. Der Menſch iſt, beſonders im Zuſtande der Rohheit, zu ſehr geneigt, ſeine Bedürfniſſe auf Unkoſten, und durch Bedrückung oder Beraubung anderer, anſtatt durch eignen Fleiſs, zu befriedigen, als daſs nicht Völkerſchaften, die auf einem wenig ergiebigen Boden neben einander wohnen, nicht oft wegen ihrer Nahrung in Zwiſtigkeiten und Händel gerathen ſollten. Mit dem Fortgange der bürgerlichen Cultur werden dieſer Neigung freylich immer engere Schranken geſetzt; aber dieſes iſt eine Folge der Civiliſation, und beweiſst alſo nichts gegen die urſprüngliche Würkung der Unfruchtbarkeit.

Wir haben ſchon oben geſagt, daſs unfruchtbare Länder für einen höheren Grad von Freyheit empfänglich ſind, als fruchtbare. Eine Urſache davon liegt darin, daſs groſser Reichthum der Freyheit immer verderblich, dagegen ein gewiſſes Maaſs von Armuth, da die erſten Bedürfniſſe des Lebens zwar ihre Befriedigung, die Gegenſtände des verfeinerten

benen Beyſpielen vermiſſen; es dürfte aber wohl meiſtentheils nicht ſchwer ſeyn, die Urſachen zu entdecken, die in dem gegebnen Falle die ſonſt natürlichen Wirkungen vereitelt oder gemindert haben, ohne daſs die Reſultate unſerer bisherigen Unterſuchungen durch ſolche Beyſpiele widerlegt würden.

Jetzt wollen wir noch eine mittelbare Wirkung der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit, die dieſe vermittelſt der durch ſie beſtimmten gröſseren oder geringeren Volksmenge auf den Charakter der Einwohner hat, in Erwägung ziehen. Unter allen erwähnten Lebensarten iſt keine, welche die Volksmenge mehr begünſtigt, als die der Ackerbauer. Der Jäger und Nomade haben beyde einen zu groſsen Umfang des Bodens nöthig, jener, um eine für ſeinen Unterhalt hinreichende Menge Wild in weiten, von den Wohnungen der Menſchen abgeſonderten, Wäldern zu erhalten, und dieſer, um für ſeine Heerden immer friſche Weiden zu haben, als daſs die Anzahl der Menſchen jemals merklich groſs werden könnte. Nur da, wo der Menſch auf einem mäſſigen Bezirk ſeinen Unterhalt finden kann, vermehrt ſich die Zahl der Einwohner in dem Maſse, als es ſolche für den Unterhalt einer Familie hinreichende Plätze giebt. In fruchtbaren Ländern muſs alſo die Volksmenge natürlich gröſser ſeyn, als in unfruchtbaren, da ein kleinerer Umfang des Bodens einen gröſsern Vorrath an Lebensmitteln darbietet. Je mehr Menſchen ſich aber auf einem

Boden befinden, desto mehr sind auch der Berührungspunkte derselben unter einander, desto mannichfaltiger und verwickelter die Lagen, in welche die Menschen gegen einander kommen, und desto grösser die Gelegenheit, ihre Geisteskräfte gegen einander zu messen und zu reiben; die Geselligkeit wird also stärker, der Geist geschärfter und vielseitiger, und die Geschicklichkeiten des praktischen Lebens vollkommen seyn. Da nicht alle Hände zur Anbauung eines schon von Natur ergiebigen Bodens erfordert werden, so müssen für die zum Landbau entbehrlichen Menschen neue Quellen des Erwerbs geöffnet werden, und auf diese Weise entstehen bald neben der Classe der Landbauer noch andre Classen der Handwerker, Künstler, und mit der Zeit auch der Gelehrten; die Begriffe von Recht und Unrecht, von bürgerlichen Tugenden und Pflichten werden durch die vielfältigern Verhältnisse der Menschen mehr entwickelt, überhaupt giebt also grosse Volksmenge die meisten Anleitungen zur bürgerlichen und wissenschaftlichen Cultur. —

---

Wir haben bis jetzt den Einfluss, den die drey ursprünglichen Lebensarten der Menschen auf die Entwickelung des Nationalcharakters haben, bloss aus dem Gesichtspunkte des Grads der Anstrengung, den jede derselben erfordert, betrachtet; jetzt wol-

len wir jene Lebensweise noch aus einem andern Gesichtspunkte, nämlich in Ansehung ihres Verhältnisses zur politischen Bildung, untersuchen. Welche von den vier Regierungsformen durch jede dieser Lebensarten, und mittelbar durch die Beschaffenheit des Bodens vorbereitet und begünstigt werde, wird der Gegenstand unserer Untersuchung im folgenden Hauptstück seyn; aber jene vier Regierungsformen sind nur so viel Arten oder Modificationen der bürgerlichen Verfassung überhaupt, welche nur die Bedingungen der Vereinigung in Ein gesetzliches Ganze im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Formen dieser Vereinigung, enthält. Die Hauptbedingung aller Vereinigung unter allgemeingültige Gesetze aber ist die Bestimmung der Begriffe vom Eigenthum und den daraus fliessenden Rechten; und die Frage, die eigentlich so gefasst werden sollte, welchen Einfluss haben jene Lebensarten auf die Vereinigung der Menschen unter bürgerlichen Gesetzen überhaupt, wird nun bestimmter so ausgedrückt werden können: welchen Einfluss haben sie auf die Entwickelung und Bestimmung der Begriffe von den Eigenthumsrechten?

Jagdvölker haben das Eigene, dass sie fast gar kein Eigenthum kennen; denn das Land, das sie bewohnen, gehört in Ansehung seiner Benutzung, allen gemeinschaftlich; keiner ist in seiner Jagd auf einen gewissen Theil desselben, als sein Revier eingeschränkt;

geschränkt; ohnedem verändern sie beständig ihre Wohnplätze, wie uns Cäsar dieses von den Germanen versichert *); sie kennen ferner den Gebrauch des zahmen Hausviehes nicht, und ihr ganzes Eigenthum besteht in ihrem Jagdgeräthe. Bey solchen Nationen müssen also entweder gar keine oder nur sehr schlechte Begriffe von Eigenthum statt finden. Weiter sind in dieser Rücksicht die Nomadischen Völker fortgerückt; denn obgleich diese auch ihre Wohnplätze beständig verändern, so besitzen sie doch Heerden, nach deren Grösse oder Kleinheit sie den Reichthum oder die Armuth des Eigenthümers bestimmen. Sie machen ferner schon Familien aus, die zugleich als das Eigenthum des Oberhauptes betrachtet werden, und bey ihnen entsteht zuerst der Unterschied zwischen Herrn und Dienern, zwischen Patronen und Clienten. Indessen sind bey ihnen die Begriffe vom Eigenthumsrechte noch sehr schwankend, da sie noch kein repräsentirendes Zeichen ihres Eigenthums haben. Am weitesten gelangen also die Ackerbauenden Völker, da sie nicht nur wegen der Natur ihrer Beschäftigung feste Wohnplätze, bestimmte Grundstücke zum Anbau, und Hausthiere zu Gehülfen ihrer Feldarbeiten haben

*) Unter den Germanen war kein Privateigenthum; das Land gehörte dem ganzen Stamme, und die Aeltesten theilten jedem jährlich einen Theil desselben zum Anbau zu. *Tacit. Germ.* 26. *Caesar B. G. IV*, 1.

müssen, sondern auch Geld zur Bezeichnung des Werths ihrer Erzeugnisse bey sich einführen. Das Interesse, welches jeder darin findet, dass er den ihm zukommenden Boden behalte, ohne von andern in dessen Besitz gestört zu werden, erzeugt nothwendigerweise gewisse Anordnungen, die, als die Äusserung des Gesammtwillens der ganzen Nation betrachtet, das Eigenthum eines jeden durch die Aussicht auf die Unterstützung aller sichern. So entstehen Gesetze, die in dem Maasse, als die Gegenstände des Eigenthums mannichfaltiger, und die Begierden und Leidenschaften der nun auf ausschliesslichen Besitz und Erwerb gerichteten und darin anfänglich oft irre gehenden Menschen, mehr gereizt werden, auch mehr Bestimmtheit, Mannigfaltigkeit und Ausdehnung erlangen, und zuerst einen gesetzlichen Zustand unter den Menschen gründen. So wie nun in einem Lande, das vorzüglich zum Ackerbau geeignet ist, die Begriffe vom Eigenthumsrecht am ersten und vollständigsten entwickelt, und demnach am frühesten der Grund zu einer regelmässigen bürgerlichen Verfassung gelegt wird, eben so muss in diesen hinwiederum die grössere oder geringere Volksmenge den Gang jener Entwickelung beschleunigen oder aufhalten. Je mehr Menschen sich auf einem gewissen Bezirk zusammenbefinden, und je näher sie sich berühren, desto mehr Nahrung finden die Begierden und Leidenschaften, und desto grösser wird die Gefahr, dass die Rechte

der einen durch die Habsucht und Gewaltthätigkeit der andern gekränkt werden möchten. In starkbevölkerten und mithin fruchtbaren oder sonst leicht nährenden Ländern wird also die bürgerliche Verfassung im Allgemeinen, d. h. die Unterordnung unter bestimmte Gesetze eher zur Reife gelangen, anstatt dass die Bewohner dünn - bevölkerter und unfruchtbarer Gegenden länger bey blossen überlieferten Gebräuchen und Gewohnheiten und gleichsam in einer politischen Einfalt bleiben.

Bisher haben wir den Einfluss einzelner Lebensarten und Beschäftigungen betrachtet; aber jetzt giebt es schwerlich mehr ein nur einigermassen cultivirtes Volk, das nur Eine Lebensart triebe, das z. B. nur von der Viehzucht, von der Jagd oder vom Ackerbau lebte. In den meisten Ländern giebt es Classen von Menschen, die sich vom Ackerbau und der Viehzucht, andre, die sich von Handwerken, von Fabriken und Manufacturen, andre, die sich vom Handel nähren; andre dienen mit ihrer Person zur Beschützung des Staats; und andre beschäftigen sich mit den Künsten und Wissenschaften und mit der Erziehung und dem Unterricht der Jugend. In solchen Staaten kann also der Einfluss der Lebensarten nicht mehr derselbe seyn, als dort, wo diese isolirt waren, und ausschliesslich die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zogen. Die Wirkung einer jeden Lebensart wird jetzt durch die Wirkungen anderer, die neben ihr geführt werden,

aufgewogen und gemäſsigt. Doch die mannichfaltigen Arten der Verbindung dieser verschiedenen Lebensweisen zu untersuchen, würde ein endloses, überflüssiges und langweiliges Geschäft seyn; es sey also genug, hier nur im Allgemeinen zu bemerken, daſs nichts zur Beförderung wahrer Humanität mehr beyträgt, als das Zusammenbestehen mehrerer von einander verschiedener und unabhängiger Lebensarten, unter Menschen, die sich ihrer wechselseitigen Bedürfnisse wegen an einander schlieſsen. Abgerechnet, daſs durch die Absonderung der Künste und Lebensarten jedes Fach des menschlichen Fleiſses mehr ausgebildet wird, und daſs durch die Gemeinschaft mehrerer Menschen, die sich mit verschiedenen Gegenständen beschäftigen, jeder seinen Gesichtskreis erweitert und seinen Verstand mit Begriffen bereichert, die auſser seinem Fache liegen, und ihm in seinem isolirten Zustande fremd geblieben wären, so wird auch hiedurch die Gesinnung befördert, nach welcher man jeden, so verschieden von der unsrigen auch seine Beschäftigung seyn, und wie anders auch sein Geist durch die Richtung, welche er durch den jedesmaligen Beruf erhalten hat, ausgebildet seyn mag, als Mitwirker zum allgemeinen Ziele des öffentlichen Wohlstandes und der bürgerlichen Ordnung und Glückseligkeit schätzt. Je mehr Männer von verschiednen Berufsarbeiten sich einander nähern, desto mehr wird auch dasjenige ausgebildet, was, ungeachtet der verschiedenen

Fächer, denen sie ihren Fleiss widmen, ihnen allen gemein ist, und welches immer mehr herausgehoben werden muss, damit jene Gemeinschaft desto fester werde, — ihre Eigenschaften als Menschen und Bürger. Wenn mehrere Menschen zusammen leben, die alle Ein und dasselbe Ziel ihres Fleisses, eine und dieselbe Beschäftigung und Lebensart haben, so finden sie in ihren gemeinschaftlichen Studien hinreichenden Stoff zur gegenseitigen Mittheilung; sie unterhalten sich z. B. als Künstler oder als Gelehrte und auch im letztern Fall als Gottesgelehrte, Rechtsgelehrte, Ärzte, Philosophen oder Alterthumskenner; leben hingegen Menschen von verschiednen, ja entgegengesetzten Berufsarten neben einander, so müssen sie zum Behufe ihrer gegenseitigen Mittheilung einen andern Vereinigungspunkt suchen, und je enger dieses Zusammenleben ist, desto eher werden sie diesen in ihrem allgemeinen Interesse als Menschen und Bürger, und in denjenigen Kenntnissen finden, die nicht der Gegenstand irgend eines Berufs sind, sondern zu der Cultur des Verstandes überhaupt gehören, — in der Philosophie und in den schönen Künsten und Wissenschaften. Aber freylich muss, um diese Wirkung hervorzubringen, Geselligkeit und das Bedürfniss der gegenseitigen Mittheilung nicht mehr auf einer niedrigen Stufe stehen; die verschiednen Arten des Berufs müssen geschieden, aber die Stände, die jenen zufolge entstanden sind, müssen soviel wie möglich in der

geſellſchaftlichen Mittheilung gemiſcht ſeyn. So lange noch Standesvorurtheile, Eigennutz und Beſchränktheit dieſe geſellſchaftliche Miſchung verhindern, iſt die Civiliſation und Humanität noch nicht feſt gegründet, ſo groſs auch ſonſt die Betriebſamkeit in einzelnen Fächern und ſelbſt der Wetteifer in gelehrten Arbeiten ſeyn mag.

Wenn der Boden oder die Lage eines Landes eigentlich nur *eine* Art der Beſchäftigung, *eine* Lebensweiſe begünſtigt, ſo werden alle andern Handwerke, Künſte und Wiſſenſchaften dieſer, als ihrem letzten Zweck, untergeordnet, ihr Werth nur nach dieſer, als ihrem wahren Maaſsſtabe, beurtheilt. So iſt in Holland der Handel das Hauptbedürfniſs, die Hauptſtütze und die Hauptbeſchäftigung des Landes; alle andern Beſchäftigungen, ſelbſt die mit gelehrten Kenntniſſen werden nur in ſo fern geſchätzt, als man durch ſie etwas gewinnen, oder eine Art von Handel treiben kann, oder in ſo fern ſie zur Beförderung des Nationalhandels etwas beytragen können; alle politiſchen Veränderungen haben mehr oder weniger in dem Intereſſe des Handels ihren Grund gehabt, und die Regierung iſt vor innerem Widerſtand und Empörung ſicher, ſo lang nur der Handel gut geht. Eine ſolche Beziehung aller Arten, auf welche die Geiſteskräfte des Menſchen ſich äuſſern können, auf *eine* Hauptbeſchäftigung muſs daher den Geiſt einſeitig machen; der geſellſchaftliche Ton kann ſich unter Menſchen, die

alle in ihren Berufsarbeiten, in ihrem Dichten und Trachten gröſstentheils übereinstimmen, nicht durch Theilnahme an dem allgemeinen Interesse der Menschen als geistiger und moralischer Wesen beleben, oder vielmehr es kann kein rechter gesellschaftlicher Ton aufkommen, und bey allen Verfeinerungen des Luxus bleibt immer ein Schatten von Rohheit in den Sitten, im Geschmack und in der Denkungsart übrig.

Eine ähnliche Wirkung, als die gesellschaftliche Mischung der verschiednen Stände, hat auch das freyere gesellschaftliche Verhältniſs des weiblichen zum männlichen Geschlecht, wo beyde, jedes seiner Bestimmung treu, die Angelegenheiten des Lebens unter sich theilen, und in einer freundschaftlichen, durch gegenseitige Achtung aufrecht erhaltenen, Verbindung zusammenleben. Die Richtung der Geisteskräfte des Weibes, die immer mehr auf das Einzelne, als das Allgemeine, auf das Angenehme und Unterhaltende, als auf das Tiefliegende und Gründliche geht, zwingt den Mann, in der gesellschaftlichen Mittheilung aus seinem gewohnten Ideenkreise heraus zu treten, und seinen Ernst durch das unterhaltende Spiel der Einbildungskraft zu mildern, so wie auf der andern Seite die Sanftmuth und das feine Gefühl des Weibes für das Schickliche die wilde Rohheit des Mannes mäſsigt und abschleift.

Es bleibt uns jetzt noch zu erwägen übrig, welchen Einfluſs auf den Nationalcharakter die übrige,

von den Erzeugnissen des Bodens abgesonderte, natürliche Beschaffenheit eines Landes, vermöge welcher es entweder gebirgig oder flach, kahl oder waldig, von Strömen durchschnitten oder trocken ist, so wie die Lage desselben mitten im Meere, längs der Küste oder im Inneren, haben könne; ferner welche Wirkung die äussere Ansicht des Bodens auf die Entwickelung des Gefühls fürs Schöne oder Erhabene äussere. — Dass die Einwohner gebirgiger Gegenden gewöhnlich rauh und hart, streitbar und freyheitliebend sind, haben wir schon oben bemerkt; aber dort betrachteten wir dieses blos als eine Folge der Unfruchtbarkeit, welche den Gebirgen eigen zu seyn pflegt. Abgesehen von dieser Unfruchtbarkeit, müssen indessen gebirgige Gegenden auch an und für sich betrachtet, jene Wirkungen hervorbringen, theils weil sie gegen jeden Angriff von aussen gedeckter sind, und Bewusstseyn seiner Sicherheit dem Menschen in eben dem Maasse Selbstvertrauen, Unerschrockenheit und Muth einflösst, theils, weil Gebirge eine natürliche Scheidewand der Völker ausmachen, und eine solche Trennung der Völker zu Nacheifer, Vergleichungen, Eifersucht, und somit zu Streitigkeiten Anlass giebt, die hinwiederum kriegerischen Muth und Rohheit wecken und pflegen. Wenn gleich unter policirten Völkern die Wirkungen letzterer Art vom Ausbruch zurückgehalten werden, so bleibt doch der Saame dazu unvertilgt, der dann bloss Stolz und Hochsinn hervor-

treibt. Zur Erweckung des Schönheitsgefühls kann der äussere Eindruck der Gebirgsländer desto weniger behülflich seyn, je höher, schroffer und rauher diese sind; eher wird das Gefühl fürs Erhabene in denselben Nahrung finden, und sich im Allgemeinen als Ernst äussern. In dieser, so wie in den andern, Rücksichten haben flache und ebne Gegenden die entgegengesetzte Wirkung; sie nähren weder das Schönheitsgefühl, noch die Stimmung fürs Erhabene, sondern geben dem Geiste einen einförmigen, wenig anziehenden Anstrich. Das Schönheitsgefühl gedeihet nur in Ländern von mittlerer Beschaffenheit, wo das Erdreich in reizender Mannigfaltigkeit der Vegetation bald zu Hügeln oder Bergen sich erhebt, bald zu Thälern, Triften und Feldern sich herabsenkt, hier von Flüssen und Bächen in mancherley Windungen durchschnitten ist, dort in fortlaufender Strecke mit Gehölz, Fruchtfeldern, Gärten und Wohnungen abwechselt. Diese Beschaffenheit eines Landes scheint auch grossentheils durch die blosse Ansicht bey den Einwohnern die Neigung zum frohen Lebensgenuss, die Sanftmuth, Milde und Heiterkeit der Seele zu bewirken, welche wir oben als eine Folge der Fruchtbarkeit des Bodens betrachtet haben, dahingegen ein flaches einförmiges Land auch den Geist flach und einseitig zu machen, und das Gefühl abzustumpfen und einzuschläfern scheint *).

*) Man sehe, was *Bernier* in der Allg. Samml. der Reis.

Dafs die Menge und Gröfse der Flüsse, von denen ein Land durchschnitten ist, wenn nicht andere Umstände, wie die politische Lage in Deutschland, den Einfluſs dieser Vortheile zerstören, die inländische Schiffahrt und die wechselseitige Mittheilung der Einwohner befördert, diese dadurch geselliger, gewandter und ihren Geist vielseitiger macht, den Handel und in seinem Gefolge die Entstehung und Ausbreitung der Künste und des Erwerbfleifses begünstigt, ist schon so oft bemerkt worden, dafs wir einer weitern Ausführung dieser Bemerkung uns leicht überheben können. Einen ähnlichen, jedoch gröfseren und ausgebreitetem Einfluſs auf die Bildung der Völker hat die insularische Lage eines Landes, besonders wenn es in der Nachbarschaft anderer Länder liegt, oder zu einer Inselgruppe gehört. Die Folgen einer solchen Lage sind im Allgemeinen dieselben, wie in flufsreichen Gegenden; da aber solche Länder selbst an Beschaffenheit, Boden und Produkten und die Einwohner an Sitten, Gebräuchen und Vorstellungsart verschiedener zu seyn, die letzteren sich auch unter einander mehr als Fremde zu betrachten pflegen, so gewinnt der Geist durch Bemerkung jener Verschiedenheiten an Umfang, so wie durch Rivalität an Energie und innerer Stärke, und die Sitten durch wechselseitiges

---

Th. II. S. 116. ff. von den Caschmirern und der Beschaffenheit ihres Landes sagt.

Bedürfniſs an Geſchmeidigkeit. Daher mag es zum Theil kommen, daſs auf den Küſten Kleinaſiens und den Inſeln des Ägäiſchen Meeres Induſtrie, Künſte, Gewerbe und Wiſſenſchaften eher aufblüheten, als im eigentlichen Griechenlande; auch zeigen die Bewohner der freundſchaftlichen und Societätsinſeln im Südmeere ſchon die Keime zu allen jenen Eigenſchaften des Geiſtes und Charakters, ob ſie gleich auf der Stufe der Civiliſation, worauf ſie ſtehen, und von der ſie erſt allmählich höher ſteigen ſollen, noch nicht Gelegenheit genug finden, ſich zu entwickeln. Jener Trennung von andern Ländern durch das Meer, welche immer gröſser und wirkſamer als jede andre durch Flüſſe oder Berge iſt, ſcheinen die Inſulaner auch eine gröſsere Unabhängigkeit von auſſen und einen höhern Grad politiſcher und bürgerlicher Freyheit zu verdanken zu haben, nicht ſowohl weil ſie den Angriffen auswärtiger Nationen weniger ausgeſetzt ſind, als weil ihre Lage ſelbſt eine frühere Vereinigung zu einem politiſchen Ganzen begünſtigt, und das Band dieſer Vereinigung unter Geſetze enger zuſammen zieht. Es giebt nicht leicht eine Inſel, die nicht zu irgend einer Zeit oder zu verſchiedenen Malen die Beute fremder Eroberer geworden wäre, und um in der Nähe zu bleiben, darf man ſich nur der Geſchichte von England erinnern, welches nach den Zeiten der Römer drey vollſtändige Unterjochungen, von den Sachſen, den Dänen und den Normännern erlitten hat. Die

insularische Lage eines Landes würde ihm also wenig helfen, wenn die Einwohner desselben ihr nicht durch eine festere Vereinigung und durch ihren Geist der Selbstständigkeit zu Hülfe kämen. Dass dieser Geist der politischen Vereinigung und der Selbstständigkeit den Insulanern besonders eigen ist, kann ebenfalls das Beyspiel Englands beweisen, wo, ungeachtet aller Eroberungen, eine beständige Tendenz zur gesetzmässigen, auf das Gleichgewicht aller Stände abzweckenden, Vereinigung sichtbar ist, die, obgleich durch Eroberungen auf einige Zeit gehemmt, dennoch bald darauf wieder hervorbrach. Aber ein solcher Geist der moralischen und politischen Selbstständigkeit musste auch in einem Lande entstehen, das von der Natur gewissermassen sich selbst und dem Fleisse seiner Bewohner überlassen, gleichsam physisch selbstständig ist. Je mehreren und grösseren Schwierigkeiten die Communication der Insulaner mit andern Nationen unterworfen ist, desto enger müssen sich jene an einander schliessen, um von einander selbst und von ihrer physischen Lage durch vereinigte Kräfte die Unterstützung und den Vortheil zu ziehen, den sie von ihren Nachbarn jenseits des Meeres nur mit Mühe erhalten können. Jeder Einzelne enthält also in den Augen der übrigen desto mehr Wichtigkeit, je deutlicher die Abhängigkeit des Ganzen von dem Fleisse einzelner Mitglieder in die Augen fällt, und gelangt zu einem desto erhöhteren Selbstgefühl, je mehr er seinen Werth in

Verhältniſs zum Ganzen einſieht. Inſulaner erhalten alſo ihren unabhängigen Geiſt urſprünglich nicht durch ihre inſulariſche Lage an und für ſich ſelbſt, ſondern — auf eben dem Wege, wie die Bewohner nur mittelmäſsig fruchtbarer oder gebirgiger Länder — durch die Anſtrengung, welche ihre abgeſonderte Lage zu ihrer eigenen Unterhaltung erfordert; und es iſt daher zu erklären, wie andere Inſeln, ungeachtet ihrer Abſonderung, und ihrer angeblichen Sicherheit vor auswärtigen Angriffen, dennoch beynahe immer, wie Sicilien, der Tummelplatz fremder Eroberer oder Anſiedler ſeyn konnten, weil die Ergiebigkeit ihres Bodens ſie jener geiſtſtärkenden Anſtrengung überhob. Durch ihre Lage und ihre geringere Vermiſchung mit Auswärtigen aber erhalten Inſulaner diejenige Anhänglichkeit an einander, und denjenigen Gemeingeiſt, der mehr oder weniger bey allen einigermaſsen zahlreichen Corps entſteht, welche deſto mehr unter ſich zuſammenhangen, je weniger ſie mit andern auſſer ihrer Genoſſenſchaft in Verbindung ſtehen. Daher auch zum Theil jene Originalität der Ideen und der Handlungsweiſe, und jene Verachtung der Ausländer, wodurch ſich die Einwohner beträchtlicher Inſeln, und in unſern Zeiten vorzüglich die Engländer auszeichnen.

Dieſe Eigenthümlichkeiten im Charakter der Inſulaner werden durch andere Umſtände, die aber erſt bey fortrückender Civiliſation zur Reife kommen, — durch den Seehandel, wozu ihre Lage ſie

einladet, und durch die Errichtung einer Seemacht, welche zur Sicherheit des Handels erforderlich ist, unterstützt und verstärkt, so wie sie hinwiederum jene ursprünglichen Züge dem Charakter noch tiefer einprägen. Wenn einerseits schon der schreckliche und majestätische Anblick des Meeres im Sturme sowohl wie in Ruhe das Gemüth zu erhabenen Empfindungen, zum Gefühl seiner selbst, und zur Unerschrockenheit stimmt, welche in rohen Seelen sich gewöhnlich als Übermuth und Trotz zeigt, so macht Überlegenheit zur See einer Nation ihre Stärke desto fühlbarer, da sie dazu dient, zugleich andern ungestraft und leicht Schaden zuzufügen, und sie selbst dagegen zu schützen; und so überredet sich eine zur See mächtige Nation leicht, wie Montesquieu es schön ausgedrückt hat, dafs ihre Macht eben so wenig Gränzen habe, wie der Ocean selbst *).

Einen ausgebreiteten Handel erhalten Inseln schon natürlicherweise durch ihre Lage, und ohne uns hier auf alle Wirkungen des Handels einzulassen, von denen einige kaum einer ausführlichen Auseinandersetzung bedürfen, und andre nicht sowohl dem Handel, als andern Umständen zugeschrieben werden müssen, wollen wir hier nur das Verhältnifs betrachten, in dem der Handel zur Festsetzung der politischen und bürgerlichen Freyheit, und zur Bildung eines selbstständigen Charakters steht. — Da

*) *Mont. Espr. d. l. Tom. II. p. 220.*

ohne Sicherheit des Eigenthums kein einigermaſsen beträchtlicher Handel ſtatt finden kann, ſo folgt, daſs handeltreibende Nationen besonders jene Sicherheit zu gründen ſuchen, und daſs die Geſetze, welche ſich darauf beziehen, unter ihnen in gröſserer Anzahl vorhanden *) und beſtimmter ſeyn werden. Die Willkühr iſt alſo hiedurch ſchon eingeſchränkt, ſie wird es aber noch mehr dadurch, daſs die Sicherheit des Eigenthums nothwendig auch die Sicherheit der Perſonen nach ſich zieht; — denn wozu würde jene nützen, wenn die Perſonen ſelbſt willkührlich eingekerkert oder verfolgt werden könnten? — und hieraus folgt, daſs in handeltreibenden Staaten auch die Verfaſſung und Verwaltung der Gerichte billiger, beſtimmter und der natürlichen Freyheit der Menſchen gemäſser ſeyn muſs. Die Gerechtigkeitspflege muſs aber auch ſchleunig und unpartheyiſch oder für alle gleich ſeyn; denn eine Gerichtsſache, in die jemand verwickelt iſt, hemmt immer ſeine Thätigkeit und den Gebrauch ſeiner Kräfte in irgend einer Rückſicht, und macht ſie ſelbſt bis zur Entſcheidung jenes Proceſſes, ungewiſs und unbeſtimmt; je länger jene Entſcheidung aufgeſchoben wird, deſto länger dauert dieſe Unbeſtimmtheit ſeiner Verhältniſſe und der langſame Gang der Gerichtsverhandlungen kränkt alſo bey

*) *Blackſtone Comm. on the laws of Engl. T. III. p. 327.*

[illegible] Beschäftigung, wie der Handel ist, der Bekanntheit der Verhältnisse, wie Credit, vorzüglich [illegible] die Sicherheit der Personen und des Eigenthums nicht viel weniger, als ein gänzlicher Mangel derselben; ferner wo in der Verwaltung der [illegible] das Ansehen der Personen gilt, da kann selbst der am meisten Begünstigte sich nicht [illegible] sicher halten. Wenn diese beständige [illegible] der Gesetze auf Sicherheit der Personen [illegible] Eigenthums und auf Rechtsgleichheit die [illegible] persönlichen Freyheit ausmacht, so [illegible] Freyheit in Handelsstaaten eben- [illegible] Sicherheit des Eigenthums [illegible] gegen Angriffe [illegible] der Regierung [illegible] wird es dieses seyn, [illegible] willkührliche Auflagen [illegible] einen Theil seines Ei- [illegible] Einkünfte entziehen kann? Man wird es also für nöthig halten, dafs die Regierung sich die Einwilligung der Unterthanen zu jeder neuen Auflage einhole, und dafs also die Nation, wenn sie wegen ihrer Gröfse dieses Geschäft nicht selbst übernehmen kann, Stellvertreter ernenne, welche sich über die Auflagen im Namen der Nation mit der Regierung verstehen. Dieser Einflufs der Nation im Ganzen auf die Beschlüsse der Regierung ist in Handelsstaaten desto nöthiger, da die Angelegenheiten des Staats dadurch mehr Festigkeit erlan-

erlangen, und von der Willkühr einiger Wenigen, unabhängiger werden. Festigkeit des politischen Systems ist aber nöthig, damit der Kaufmann in seinen Unternehmungen nicht durch die Furcht vor einer Veränderung des Verhältnisses seiner Nation mit Auswärtigen gehindert werde *) Auf diese Art sind also die Grundlagen der persönlichen und politischen Freyheit, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, Rechtsgleichheit und Einfluss der gesammten Nation durch ihre Bevollmächtigten auf den Finanzeinrichtungen der Regierung eben so viele Maassregeln zur Gründung und Beförderung des Handels, und diese Ableitung einer freyen gesetzmässigen Verfassung aus den Foderungen des Handels dürfte wenigstens nicht gezwungener scheinen, als der Versuch eines berühmten politischen Schriftstellers, die Entstehung der Englischen Constitution aus dem Clima der Brittischen Inseln herzuleiten. Auf diesen Grundlagen, die in der Englischen und vormaligen Niederländischen, so wie in der Verfassung aller Handelsstaaten noch sichtbar genug sind, errichten nachher Zeit, Umstände und der natürliche Gang der Dinge das vollständige Gebäude der gesetzmässi-

*) *Dans les monarchies les affaires publiques sont la plupart du tems aussi suspectes aux marchands, qu'elles leur paroissent sûres dans les états republicains. Les grandes entreprises de commerce ne sont donc pas pour les monarchies.* Montesqu. *Espr. d. L.* XX. 4.





gen Freyheit, das wieder verschiedner Formen fähig ist. Denn keine der drey bekannten Regierungsformen, weder Demokratie, noch Aristokratie, noch Monarchie, sind an sich selbst mit der wahren Freyheit unvereinbar, sondern werden erst durch Lokalverhältnisse nachtheilig oder vortheilhaft. Doch diese Behauptung wird erst im folgenden Kapitel ihre genauere Ausführung finden, wo zugleich der Einfluss deutlicher gezeigt werden wird, den bürgerliche und politische Freyheit auf die Selbstständigkeit des Charakters hat. Hier mögen nur noch einige Bemerkungen über die Ursachen der Verschiedenheiten, die sich im Charakter mehrerer, obgleich insgesammt handeltreibender, Nationen offenbaren, einen Platz finden.

Wir wollen diese Bemerkungen durch eine Vergleichung der Engländer und Holländer in einigen Stücken erläutern. Beyde Nationen haben dieselbe Grundlage des Charakters, ruhige Bedächtigkeit und Phlegma, mit einander gemein, aber der Engländer zeigt eine ungleich gröſsere Unabhängigkeit von dem Urtheile anderer und von angenommener Handelsweise, einen vielseitigern und umfassendern Blick, und überhaupt mehr von dem, was man eine liberale Denkungsart zu nennen pflegt, als der Holländer, der den Weg, welcher ihm von seinen Vorfahren oder durch den einmal angenommenen Gebrauch vorgezeichnet ist, selten und ungern verläſst, von jeder Sache nur den materiellen Nutzen zuerst

und vorzüglich ins Auge faſst, und überhaupt einen eingeſchränktern Geiſt verräth. Aber von jeher ſind auch die Holländer, durch die nothwendige Rückſicht auf das Intereſſe ihres Handels und durch ihren Platz auf dem feſten Lande gedrungen, von den Welthändeln Europa's und beſonders des feſten Landes **abhängiger** geweſen, als die Engländer; denn der Handel der Engländer beſteht mehr in einem Austauſch der Producte ihres Landes, ſo wie deſſen Colonien, und ihres Kunſtfleiſses gegen die Producte anderer Länder, und wird eben ſo ſehr durch das Intereſſe anderer Nationen, als durch ihr eigenes unterhalten, da hingegen die Holländer, bey dem Mangel oder der geringen Anzahl eigener Producte mehr einen Zwiſchenhandel führen, welcher der Vergünſtigung anderer Nationen vorzüglich bedarf. Daher wahrſcheinlich auch der geringere Luxus und die gröſsere Frugalität und Sparſamkeit der Holländer, ſo wie ihr Mangel an kriegeriſchem Geiſt. In ſpätern Zeiten kam die politiſche Ohnmacht der Republik noch zu der Wirkung, welche die Gattung ihres Handels ſchon an und für ſich hatte; denn in den Zeiten der de Witt, Ruyter und Heinſius theilte ſich wahrſcheinlich der Geiſt politiſcher Wichtigkeit und Unabhängigkeit auch den Individuen mit.

Eine zweyte Urſache jener Verſchiedenheiten zwiſchen dem Charakter der Holländer und Engländer liegt in der verſchiedenen Natur der Länder, welche beyde bewohnen. Holland kann ſich, viel-

leicht selbst physisch, nur durch den Handel erhalten, da die Natur des Bodens ihm die Vortheile des Ackerbaues wenigstens grofsentheils versagt. Der Handel mufste also dort eine viel allgemeinere, beynahe selbst ausschliefsliche, Beschäftigung werden, und konnte also seinen natürlichen Einflufs auf den Charakter der Nation, durch Hervorbringung einer strengeren Sparsamkeit und Frugalität, und durch methodische Richtung des Geistes auf Gewinn, viel uneingeschränkter äussern, als in England, wo Land- und Ackerbau, Künste und Wissenschaften aller Art einen viel bedeutendern Rang behaupten. Aber den gröfsten Antheil an dem liberalern Anstrich, den der Englische Nationalcharakter trägt, hat wohl die glückliche Mischung der monarchischen, aristokratischen und demokratischen Form in der Verfassung dieses Landes, wodurch nicht allein das politische Interesse aller, jedem gröfsern Staate wesentlichen, Classen, sondern auch die Richtung des Geistes, welche bey jeder Classe durch die Art der respectiven Beschäftigungen bestimmt ist, durch die verschiedne Bildung der andern, so wie durch die gesellschaftliche und politische Gemeinschaft mit denselben im Gleichgewicht erhalten wird, und diese Classen dennoch so in einander fliefsen, dafs alle in den Augen des Staats ein gleiches Gewicht haben, und jeder der Eintritt in die andre offen steht.

Diesen Betrachtungen zufolge, werden wir unterscheiden müssen, ob vom Einflusse des Handels

im Allgemeinen und überhaupt, oder in Beziehung auf eine bestimmte Nation die Rede ist. Jener wird nach den aus der Natur des Handels fliessenden Erfordernissen beurtheilt, aber bey der Anwendung dieser allgemeinen Bestimmungen auf die Charakterisirung einer gewissen Nation kommt es darauf an, ob diese mehr einen Passiv- oder Activhandel treibt, und ob nicht andre, in dem Boden, der Lage, Grösse und Verfassung eines Landes gegründete, Umstände jenen allgemeinen Einfluss hemmen und einschränken. Diese letztere Rücksicht hat man oft aus der Acht gelassen, indem man dem Handel als allgemeine Wirkung zuschrieb, was nur als eine Folge desselben unter gewissen gegebnen Umständen, oder gar nur als Wirkung anderer, obgleich begleitender, Ursachen betrachtet werden durfte. So hat Montesquieu den Mangel an Gemeingeist als eine Folge des Handelsgeistes angesehen *). Ein Blick auf England wäre aber schon hinlänglich gewesen, wenigstens Zweifel wegen dieser Folgerung zu erregen. Noch mehr aber wird der Ungrund derselben sich entdecken, wenn man bedenkt, wie eng der Flor des Handels mit der Einführung und Handhabung bestimmter und vernünftiger Gesetze, mit der Festigkeit und Dauerhaftigkeit der Verfassung, und mit einer weisen Staatsverwaltung verbunden ist, und wie sehr alle, die an dem Handel Theil neh-

---

*) *Espr. d. l.* XX. 2.

men, (welches in Handelsſtaaten die gröſste Anzahl iſt) ſich, ihres eigenen Intereſſe wegen, die Begründung und Aufrechthaltung des Gemeinweſens werden angelegen ſeyn laſſen. Jene Bemerkung über den Mangel an Gemeingeiſt unter handeltreibenden Nationen iſt wahrſcheinlich von einem Handelsſtaate, der zu der Zeit jenes Schriftſtellers durch heftige Factionen zerrüttet wurde, oder in deſſen Geſchichte er gerade die Zeit ſeines Verfalls vor Augen hatte, vielleicht von Holland, abgezogen worden. Aber in jedem Staate, ſo viel Gemeingeiſt ſeine Bürger auch ſonſt gezeigt haben mögen, wird einmal eine Zeit eintreten, wo jener Gemeingeiſt erkaltet, und durch die Verdorbenheit der Sitten Eigennutz an deſſen Stelle geſetzt wird; dieſes iſt die Zeit ſeines Verfalls, der früher oder ſpäter jeder menſchlichen Einrichtung bevorſteht, und der nebſt ſeinen Zeichen und Folgen eben deswegen dem Handel nicht zugeſchrieben werden kann, weil er bey jeder Verfaſſung unausbleiblich iſt. Wenn Factionen in einem Handelsſtaate wüthen, wie dieſes der Fall in Carthago, Holland und England geweſen iſt, ſo beweiſst dieſes (ohne zu erwähnen, daſs ſolche mehr eine Folge politiſcher Verhältniſſe und der Verfaſſung, als des Handels, ſind) keinesweges, daſs die Bürger jenes Staats keinen Gemeingeiſt beſitzen; ſoviel auch immer Eigennutz und Privatintereſſe zu dem Entſtehen und der Heftigkeit der Factionen beytragen mögen, ſo iſt doch bey ſolchen, die nicht



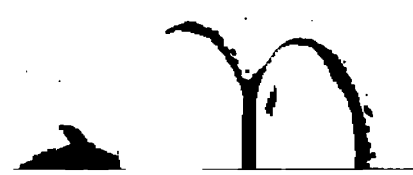
sowohl den Vorrang gewisser Familien, als die Oberhand verschiedner politischer Grundsätze betreffen, immer nothwendig, dass die Bürger des Staats an der Wohlfahrt und der guten Einrichtung desselben einigen Antheil nehmen, und wenigstens einen Funken von Gemeingeist besitzen, obgleich dieser missverstanden und irre geleitet seyn mag; denn in einem Staate, wo sich niemand oder sehr wenige für das gemeine Wohl interessiren, werden schwerlich jemals Factionen entstehen, oder wenn sie entstehen, schwerlich mehr als unbedeutend seyn.

Einer ähnlichen Einschränkung bedarf die Behauptung, dass der Handel die Einwohner eines Staats unkriegerisch mache; eine Behauptung, die sich von der vorigen darin unterscheidet, dass sie mehr ein Lob, als eine Beschuldigung der Handelsstaaten ist; denn Abneigung gegen den Krieg kann einem Staate erst dann zum Vorwurf gemacht werden, wenn er seine eigene Wohlfahrt, und sein politisches Gewicht dadurch in Gefahr bringt. Welchen stärkeren Antrieb zum Kriege könnte aber wohl ein ganzes Volk haben, als wenn es in seinem Handel, worauf die Wohlfahrt und das Ansehen der Staaten, von denen wir jetzt reden, grösstentheils beruht, von einem ungerechten Nachbar beeinträchtigt wird? welcher Grund zum Kriege ist denkbar, der zugleich die Nation im Ganzen und jedes Individuum insbesondere unmittelbar und näher beträfe? Es möchte also wohl eher den Anschein haben, dass

nur die Kriege der Handelsstaaten, so wie überhaupt solcher, in welchen das Interesse des Ganzen mit dem einzelner Individuen mehr zusammentrift, eigentliche Nationalkriege seyen; denn daſs die Kriege anderer, nicht nur monarchischer, sondern auch republikanischer Staaten, mehr den Leidenschaften der Herrscher und Machthaber, als der Stimmung der Nation selbst, ihren Ursprung verdanken, ist zu bekannt, um einer genaueren Auseinandersetzung zu bedürfen. Auch gelingt für England selten ein Krieg, zu dem die Stimme der Nation die Regierung nicht zuvor berechtigt hätte, so wie eine weise Administration dort auch selten einen andern unternimmt.

Man schreibt ferner den Handelsvölkern milde und sanfte Sitten zu *); ein Lob, das vielleicht von manchem belächelt werden dürfte, der sich erinnert, wie selten man die Sitten der Engländer und Holländer in diesem Lichte betrachtet. Höfisches Wesen, oder die sogenannte Höflichkeit, die eigentlich nur das äussere Betragen betrifft, und in einem Vertrage der Eitelkeit und Eigenliebe verschiedener Personen besteht, darf man freylich in einem Handelsstaate nicht erwarten; dazu ist jedermann zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, und zu sehr von seiner eignen Wichtigkeit und Unabhängigkeit überzeugt; auch die sanftern

*) *Montesq.* XX, 1.



geselligen Tugenden, wie zuvorkommende Dienstfertigkeit etc., die auf einem schnellen und feinen Gefühle des Gefälligen beruhen, sind dort in geringerm Grade anzutreffen, als in solchen Ländern, wo die Menschen mehr Musse zu gesellschaftlichen Vergnügungen haben; aber Theilnahme an dem Schicksale anderer und Gutmüthigkeit findet dagegen in denselben desto mehr statt, je stärker das Gefühl, wie sehr ein jeder des andern nicht bloss zum Vergnügen bedarf, durch die Verbindung der Geschäfte erregt, und durch das stärkere häusliche Band auf einen Mittelpunkt bezogen wird. —

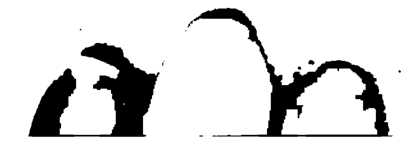
Ehrlichkeit im Handel und Wandel wird mit Recht als eine Folge des Handels angesehen; da ohne dieselbe das wechselseitige Zutrauen erschlaffen würde. — Dagegen wird den Handelsvölkern auch Gewinnsucht und Bestechlichkeit vorgeworfen. Freylich weichen diese in der Schätzung verschiedener Dinge und Handlungen sehr von dem Maassstabe anderer Nationen ab, besonders solcher, die unter monarchischen Regierungsformen leben, und das Prinzip der Ehre zur Richtschnur ihrer Handelsweise gemacht haben; viele Dinge haben bey ihnen einen Preis, die bey andern nur nach der Gesinnung geschätzt werden würden. Aber man würde ihnen Unrecht thun, wenn man glaubte, dass darum bey ihnen alle Handlungen und Tugenden nach dem Geldwerthe angeschlagen, und nur in so fern geschätzt und ausgeübt würden, als Gewinn von

ihnen zu hoffen wäre. Dieses mag höchstens nur bey überhandnehmender Sittenverderbniſs der Fall ſeyn; — und dann haben auch andre Staaten nichts vor Handelsſtaaten voraus, wie das Beyſpiel der Römer in den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaiſern zeiget — oder bey ſolchen Nationen, deren Handel durch politiſche Verhältniſſe, durch Verfaſſung und Regierungsform im Zwang gehalten, und nur auf kleinliche Gegenſtände beſchränkt iſt, wie bey den Chineſen; denn Krämerey und Kleinhandel, Verachtung und Beſchränkung des Handelsſtandes iſt für die Sitten eben ſo nachtheilig, und bringt in eben dem Maaſse niedrige Gewinnſucht hervor, als Handel im Groſsen Einfachheit der Sitten, Frugalität und Ehrlichkeit befördert.

physische, in dem Clima, dem Boden oder der übrigen Beschaffenheit der verschiedenen Länder gegründete Ursachen auch einigen Antheil an der Ausbildung der Verfassungen gehabt haben. Die Frage ist also nun, wodurch der Geist der erobernden Nationen so verschieden gestimmt worden sey, dass einige überall Despotismus, andere eingeschränkte Monarchieen, und andre Freystaaten gegründet haben, und welches die physischen Ursachen seyn mögen, die in jedem Lande zur Gründung und Ausbildung der politischen Verfassungen in Ansehung ihrer besondern Formen mitgewirkt haben? Clima kann in beyder Rücksicht nach dem, was wir oben darüber gesagt, gar keinen oder nur einen sehr geringen Einfluss gehabt haben; also werden wir die Ursachen des verschiednen Geistes der Eroberungen und der in jedem Lande eingeführten Verfassungen in der natürlichen Beschaffenheit der Länder, woher jene Schwärme kamen, und derer, wo sie sich niederliessen, suchen müssen; eine Erklärung, die durch die Ausführung selbst ihr Licht und ihre Bestätigung erhalten wird.

Fast alle Asiatischen Eroberer kamen ursprünglich aus Ländern, die durch ihre natürliche Beschaffenheit weder Ackerbau noch Handel, noch auch Jagd, sondern bloss Viehzucht und Hirtenleben zulassen, und Hirtenvölker werden, wenn sie auswandern und sich anderswo niederlassen, immer despotische Regierungsformen einführen. Denn da unter ihnen

Heerden den ganzen Reichthum ausmachen, und diese nicht unter alle Angehörige einer Familie gleich vertheilt werden können, weil eine solche Vertheilung bey der beständigen Veränderung der Weideplätze zu leicht Streitigkeiten hervorbringen, und eine sonst reiche und mächtige Familie nur in verschiedene gleich schwache Theile zersplittern würde, deren keine dem Angriffe eines fremden mächtigern Stammes gewachsen wäre, so bleibt das ganze Eigenthum gewöhnlich in den Händen des Familienhauptes, dem folglich alle Individuen der Familie völlig unterthan sind, und der, weil alle Gesetze vom Eigenthumsrechte ausgehen, theils vermöge des väterlichen Ansehens, theils wegen der Anführung im Kriege gegen benachbarte Stämme, eine willkührliche Gewalt über seine Familie ausübt. Gelingt es einem solchen Oberhaupte durch die Gewalt der Waffen, oder durch den Rang und das Ansehen, das ihm seine Reichthümer geben, sich andre Familien oder Stämme unterwürfig zu machen, so wird er über dieselben, besonders im erstern Falle, mit eben so unumschränkter Gewalt herrschen, als über seine Familie; Kriege mit benachbarten Stämmen können seine Macht nur noch vermehren, da im Kriege besonders Einheit der Gewalt und Energie und Geschwindigkeit in der Ausführung nöthig ist; und die beständige Fortdauer jener Kriege und der gerüstete Zustand gewöhnen die Untergebenen bald, sich auch in Friedenszeiten derselben Gewalt



unbedingt zu unterwerfen, besonders da der Mangel an festen Wohnplätzen keine genaue Bestimmung der gegenseitigen Rechte zuläfst. Das Verhältniss einer solchen Nation gegen eine andre, deren Land sie etwa erobern mag, ist hienach leicht zu bestimmen, die unterworfene Nation wird der herrschenden als Sclavin dienen, und ihr alle die Dienste leisten müssen, welche diese sonst im nomadischen Zustande von ihren Heerden zog, während sie selbst in Trägheit, Übermuth und Schwelgerey auch in ihren festen Wohnplätzen ihr voriges politisches System fortsetzt.

Wenn die Einschränkung des Eigenthums auf Ein Oberhaupt bey nomadischen Völkern die Quelle einer willkührlichen und despotischen Beherrschung war, so ist dagegen bey Jagdvölkern der beynahe gänzliche Mangel an Eigenthum, das die Person des einen von dem andern abhängig machen könnte, der Grund einer freyern und gleichern politischen Verbindung, in welcher niemand durch Reichthum Übermacht, sondern nur durch ausgezeichneten Muth und vorzügliche Geschicklichkeit Ansehen erlangen kann; denn jeder verdankt dort seinen Unterhalt nur sich selbst, seiner körperlichen Stärke und Behendigkeit auf der Jagd. Die Beschränktheit des Unterhalts bringt nothwendig Monogamie hervor, und wenn die Achtung der Frau dadurch steigt, dass sie die Liebe ihres Mannes mit keiner andern theilt, und wenn sie daher nicht sowohl Sclavin ihres

Mannes, wie bey Hirtenvölkern, als vielmehr die Verwalterin des Hauswesens ist, so wird zugleich aus demselben Grunde die Verbindung selbst fester und unauflöslicher. Selbst Sclaven scheinen bey solchen Nationen ein gelinderes Loos zu haben, weil bey der geringen Bevölkerung ihr Nutzen grösser und ihre Dienste wichtiger sind *). Eine solche Verfassung muss auch auf das Verhältniss der Krieger zu ihrem Anführer den Einfluss haben, dass jene diesem, als einem, den sie wegen seiner persönlichen Verdienste selbst gewählt haben, mehr mit Treue und Achtung, als mit Unterwürfigkeit zugethan sind. Dieselbe Einrichtung und Verfassung bleibt im Ganzen, wenn eine solche Nation ein andres Land erobert; selbst die vorige Lebensart dauert, ungeachtet der veränderten Umstände, noch lange fort, indem jedes Mitglied der erobernden Nation jede Beschäftigung unter seiner Würde hält, die nicht auf die Jagd oder den Krieg Bezug hat. Die überwundene Nation kommt in dieselbe Art der Sclaverey, worin die Eroberer ihre Sclaven in ihrer Heimath hielten, sie haben ihre angewiesenen Ländereyen, und sind zu gewissen Dienstleistungen verbunden. Dieses war die Verfassung der alten Germanischen Völkerschaften, die sie auch in den Ländern des Römischen Reichs einführten, bis die wider-

*) *Tacit. Germ.* 25.



widersinnige Verknüpfung von Staatswürden mit Römischen Titeln, und die bald erfolgte Erblichkeit derselben die Lehnverfassung, und mit ihr Anarchie unter den obern, und Unterdrückung der untern Classen veranlasste, und nach Auflösung oder Milderung derselben die Beschaffenheit jedes Landes und äussere Umstände in jedem die Verfassung verschieden modificirte. Aber am meisten ist jener rohe, in den Germanischen Wäldern entstandene, Entwurf bürgerlicher Freyheit in England ausgearbeitet worden, dessen freye Verfassung, nach dem Geständnisse Englischer Schriftsteller selbst, nur eine weitere Ausführung der von den Angelsachsen gelegten Grundlagen ist, und wo diese sich frühzeitig so sehr entwickelten, dass die Lehnverfassung, die Wilhelm I von Frankreich herüber brachte, keine feste Wurzel fassen konnte *).

*) Man glaubt gewöhnlich den Ursprung der Lehnsverfassung schon unter den germanischen Horden in ihrem Vaterlande zu finden. Zwar hatten die Anführer derselben auch ihre Clienten, die ihnen im Kriege folgten, und mit ihnen siegten oder starben (*comitatus*); allein dieses war eine freywillige, auf Achtung gegen die Tapferkeit des Oberhaupts gegründete Heeresfolge; der Anführer war kein Landeigenthümer, und nicht als solcher berechtigt, seine Begleiter aufzufordern. Erst nach Eroberung anderer Länder wurden den Anführern gewisse Ländereyen zur Nutznießung auf Lebenslang angewiesen, die jeder wieder unter denselben Bedingungen unter sein Gefolge vertheilte, und sich von ihm die Heeresfolge ver-

Ausser diesen allgemeinen, in dem Charakter und der Lebensweise der erobernden Nation gegründeten Ursachen der verschiedenen Verfassungen giebt es noch besondere, die in der natürlichen Beschaffenheit jedes Landes liegen. In Ansehung dieser kann man zum Grundsatz annehmen, dass, je volkreicher ein Land, und je grösser die Verschiedenheit in den Beschäftigungen seiner Bewohner ist, je verschied-

sprechen liess, so wie er dieselbe dem Nationalanführer versprochen hatte. Soweit ging die Verbindung zwischen Anführern und Clienten auch in andern Ländern, in Schweden, Dänemark, Polen, Ungarn und England vor der Normännischen Eroberung. Allein das Unterscheidende der Lehnsverfassung, so wie sie sich in Frankreich besonders entwickelte, bestand darin, dass man den Oberhäuptern zugleich mit dem bedingten Besitz jener Ländereyen Staatswürden, die man nebst den Titeln *Comes, Dux etc.* aus der Römischen Provincialverfassung entlehnt hatte, die Gerichtsbarkeit und die Ausübung der wesentlichsten Regentenrechte übertrug, und so die bürgerliche Verwaltung mit der militärischen Gewalt verknüpfte. Diese eigentliche Lehnsverfassung kam erst aus Frankreich nach Deutschland; sie hat in den vorher genannten Ländern, die entweder von den Römern nicht erobert worden, oder zur Zeit der Einwanderung der letzten herrschenden Nation nicht mehr im Besitz der Römer waren, oder von den Römischen Provinzen zu weit entfernt lagen, um die politischen Einrichtungen derselben copiren zu können, nie existirt; selbst die Namen, Graf, Herzog, Freyherr etc. sind dort erst in neuern Zeiten eingeführt worden; in England wurde sie erst von Wilhelm I eingeführt, obgleich selbst Englische Schriftsteller, wie *Stuart view of society in Europe*, sie daselbst schon vor dieser Periode zu finden glauben.



mere Interessen und Geistesbildungen also zu vereinigen sind, desto mehr Kraft und Nachdruck, und, um diese zu bewirken, Einheit der Regierung beygelegt zu werden, und die Form der Verfassung sich desto mehr der monarchischen zu nähern pflegt; dass hingegen die Verfassung republikanischer und selbst demokratischer zu werden anfängt, je gleicher die Beschäftigungen, und somit die Geistesbildungen und

---

Eine ähnliche Unbestimmtheit herrscht in den Begriffen, die man mit dem Worte Adel verknüpfet. Man will einen Adel schon in Athen, Sparta und Rom finden, obgleich *Herault* diesen Irrthum schon lange widerlegt hat; (*Des. Heraldi Observ. ad I. Att. et Rom. p. 252. ff.*), ja man findet ihn sogar unter den Grönländern und Tungusen, den Einwohnern der Ladronischen und denen der Südseeinseln (Meiners Geschichte der Menschheit S. 145.). Der große Haufen unserer Zeitungsschreiber und Journalisten übersetzt das Englische *gentleman* durch Edelmann, und in den gewöhnlichen Declamationen gegen den Adel verwechselt man den Englischen mit dem Deutschen und ehemaligen Französischen Adel. Man würde diese sonderbare Verwirrung vermeiden, wenn man sich unter dem Worte Adel eine durch gewisse Rechte und die Erblichkeit derselben von den übrigen Staatsbürgern politisch abgesonderte Classe bestimmt denken wollte. Der Englische Adel unterscheidet sich von dem des festen Landes dadurch, dass er ein, durch die Constitution zur ersten Stelle in der Gesetzgebung berufenes, keinesweges aber zu Freyheit von Abgaben oder zum Besitz der vorzüglichsten Ehrenstellen berechtigtes, Corps von Staatsbeamten ist, deren Würde immer nur persönlich bleibt, und nur auf den ältesten Zweig der Familie forterbt, während die übrigen Zweige derselben *commoners* bleiben, ob man ihnen gleich oft den Titel *Lord par courtoisie* zugesteht.

Interessen der Staatsbürger sind. Daher hat in allen grössern Staaten von Europa nur die monarchische Form gedeihen können, nicht sowohl wegen der Grösse derselben an und für sich selbst, als weil ihr Boden wegen seiner Güte eine grössere Volksmenge vertrug, und diese sich nothwendigerweise in verschiedene Beschäftigungen, wie die der Landbauer, der Handelsleute, der Künstler, der Gelehrten, der Krieger, der Güterbesitzer, und der Staatsmänner, theilen musste. Jede Beschäftigung drückt aber dem Charakter derer, die sich ihr widmen, ein mehr oder weniger eigenthümliches Gepräge auf, und die Menschen werden dadurch in ihren Begriffen, Grundsätzen und Neigungen zu verschieden von einander, als dass Einigkeit derselben und Festigkeit der Regierung zu erwarten wäre, wenn sie alle unmittelbar an der Verwaltung Theil nähmen, und selbst die höchste Gewalt ausübten, ohne der Aufsicht und der Leitung eines Oberhaupts, das alle die verschiedenen Classen der Nation in seiner Person vereinigte, unterworfen zu seyn. Ein zur Einführung der Einheit in der Regierung solcher Staaten noch wirksamerer Umstand ist die Ungleichheit des Vermögens, welche auch grösstentheils aus jener Verschiedenheit der Beschäftigungen entsteht, und eine Quelle von Leidenschaften wird, die, ohne die leitende Hand eines gemeinschaftlichen Oberhaupts, den Staat bald zertrümmern, oder eine Classe der Einwohner, einen Stand, auf Unkosten der andern erheben würden.

Der Grad der Macht jenes Oberhaupts wird indessen dadurch nicht zugleich mit bestimmt, als nur in so fern, dass es Gewalt genug besitzen muss, um seinen Zweck, die Erhaltung der Ordnung in einer aus so verschiedenartigen Theilen zusammengesetzten Maschine, zu erfüllen; und, obgleich die Macht der Monarchen Europa's sich in verschiedenen Graden, oft selbst bis zu willkührlichen Herrschaft ausdehnt, so sehen wir doch an dem Beyspiele Englands, — was sich schon aus blosser Speculation ergab — dass auch unter der Monarchischen Form eine Nation des höchsten Grades der Freyheit fähig ist.

Dagegen scheint in Ländern, deren Einwohner grösstentheils nur einerley Beschäftigung und Lebensweise haben, die demokratische Regierungsform die natürlichste zu seyn. Dergleichen Länder sind die kleinen Schweizerischen Cantone, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glaris und Appenzell, wo Viehzucht beynahe das einzige Gewerbe der Einwohner ist, wo, wegen dieser Einerleyheit der Beschäftigungen, auch die Richtung und Bildung des Geistes beynahe dieselbe ist, und wegen der Gleichheit des Vermögens die Leidenschaften wenig Nahrung finden. Der kleine Umfang dieser Länder würde allein, und ohne jene Gleichheit der Lebensweise, nicht vermögend seyn, die demokratische Verfassung aufrecht zu erhalten; denn selbst die deutschen Reichsstädte, welche diese Verfassung angenommen hatten, sahen

sich in der Folge, wie neben dem Handel und Ackerbau auch Künste und Wissenschaften und alle Gegenstände des bürgerlichen Erwerbs, in ihre Mauern eingeführt waren, gezwungen, die demokratische mit der aristokratischen Form zu versetzen. Athen konnte sich nur so lange bey seiner demokratischen Verfassung in Ruhe erhalten, als Ackerbau das einzige oder Hauptgeschäft seiner Einwohner war; sobald aber durch auswärtige Besitzungen und Handel das Gleichgewicht im Vermögenszustande zerstört, Athen der Sitz der Künste und Wissenschaften geworden war, und der Geist der Einwohner eine mannigfaltigere und vielseitigere Ausbildung erlangt hatte, nahmen die Unruhen in demselben Maasse zu, als die Parthey der niedrigsten Classen sich immer mehr hervordrängte. Sparta hingegen, dessen Bürgern durch Lykurgs Gesetze eine gleiche Lebensart vorgeschrieben war, behauptete durch diese Einförmigkeit, die aber nur eine Fortsetzung des ehemaligen rohen Zustandes und ein unglückliches Hinderniss aller höhern Cultur war, seine Verfassung beynahe sieben hundert Jahre lang.

Dagegen sehen wir, dass Handelsstaaten in alten und neuen Zeiten immer, wenigstens zur Zeit ihrer Blüthe, aristokratisch regiert worden sind. Tyrus, Karthago und Marseille hatten einen aus den wohlhabendsten Bürgern auf Lebenslang gewählten Senat an ihrer Spitze; Venedig, dessen Verfassung anfangs demokratisch war, näherte sich, je mehr sein Handel

zunahm, der Aristokratie oder vielmehr Oligarchie, bis im Jahr 1172 ein Corps Repräsentanten der gesammten Bürgerschaft angestellt, und dieses, das eigentlich nur alljährlich durch Wahl erneuert werden sollte, im Jahr 1297 in ein Corps von Erbaristokraten verwandelt wurde. Dasselbe geschah in Genua, nachdem dieser Staat nach vielen innern und äusseren Stürmen sich dem Andreas Doria in die Arme geworfen hatte. Die Ursache dieser, wie es scheint, natürlichen Tendenz der Handelsstaaten zur aristokratischen Regierungsform liegt zum Theil darin, dass einerseits die Beschäftigungen und Lebensweisen der Bürger zu gleichförmig sind, und eine zu gleichförmige Bildung des Geistes hervorbringen, als dass Ein Oberhaupt zur Vereinigung der verschiedenen Zwecke nöthig wäre, und andrerseits die beständige Richtung des Geistes auf Geldgewinn und die grosse Ungleichheit des Vermögens die Leidenschaften zu sehr aufregt, und ein zu verschiedenartiges Interesse erzeugt, als dass alle Bürger unmittelbar an der Verwaltung des Staats auf eine zweckmässige Art Theil nehmen könnten. Aber der Hauptgrund dürfte wohl darin liegen, dass der Handel, sobald er irgendwo zum Zeitpunkt der Blüthe gelangt, die Bürger zu ausschliessend beschäftigt, als dass diese zur Besorgung der Staatsgeschäfte Musse übrig haben, und nicht vielmehr die Last der Verwaltung auf die Schultern derer zu wälzen suchen sollten, die reich genug sind, um sie ohne

Nachtheil ihrer Privatgeschäfte zu tragen, und ehrgeizig genug, um sich den Einfluss auf ihre Mitbürger zu verschaffen, zu dem ihr Reichthum sie zu berechtigen scheint. Daraus läſst es sich vielleicht auch erklären, warum die Handelsstaaten des Alterthums, wie sie von ihrer Höhe heruntersanken, wieder zur Demokratie zurückgekehrt sind *); denn mit dem Verfall des Handels bekamen auch die Bürger wieder Muſse, sich den Staatsgeschäften zu widmen, und ihre Habsucht glaubte in der Verwaltung des Staats eine Schadloshaltung für den Verlust im Handel zu finden. Ohnedem waren in der alten Welt die Verhältniſse der Menschen ungleich weniger verwickelt, und die Gewerbe, Beschäftigungen und Lebensweisen weniger mannigfaltig, so daſs, selbst in oligarchischen Regierungen, die Regierenden in ihrer Willkühr beschränkter, und die Untergebenen in ihrem Einfluſse auf die Verwaltung vermögender waren. Dieser Vortheil ging den neuern Handelsrepubliken ab; mit der Ausbreitung des Handels, und der Vervollkommung der Schiffahrt, waren auch die Künste und Handwerke vervielfältigt, und jede für sich weiter ausgedehnt worden; der Fleiſs, den jede Kunst erforderte, hatte die Trennung der verschiedenen Gewerbe veranlaſst, und

*) Von Kreta s. *Polyb. VI. extr. III.* 1. Von Karthago *id. ib.* 2.

der mit der fortrückenden moralischen Bildung und Civilisirung immer mehr zunehmende Mangel an Sclaven hatte jeden gezwungen, den Gewerben die Zeit zu widmen, welche die Bürger der alten Republiken zwischen die Staatsgeschäfte und das Wohlleben oder die Studien zu theilen pflegten. Wie der Handel von Venedig und Genua von seiner Höhe heruntersank, waren die Stände schon zu sehr getrennt, die Bürger durch die anhaltende Richtung ihrer Verstandeskräfte auf ihre Privatgeschäfte der thätigen Theilnahme an den Staatsgeschäften zu sehr entwöhnt, die herrschenden Familien des Regierens zu sehr gewohnt, und die umgebenden Staaten bey der Erhaltung der bisherigen Ordnung der Dinge zu sehr interessirt, als daſs dort, wie in den Handelsstaaten der alten Welt, die Rückkehr zur Demokratie möglich gewesen wäre. Die Wirkungen des Verfalls des Handels auf die Verfassung mussten also in den neuern Zeiten denen in der alten Welt gerade entgegengesetzt seyn; aber der Flor des Handels brachte in beyden Zeitpunkten dieselbe politische Wirkung — eine oligarchische Regierungsform — hervor.

Welche von den drey letztgenannten Regierungsformen, der demokratischen, aristokratischen und monarchischen (denn von der despotischen kann gar die Frage nicht seyn), die beste sey, ist eine unnütze und beynahe sinnlose Untersuchung. Keine von denselben ist absolut, und an und für sich, sondern

jede ist nur relativ und in Bezug auf das Land, wo sie errichtet wird, die beste. Die Geschichte unserer Tage hat gezeigt, welchen greuelvollen Kampfplatz selbst eine nur vorgespiegelte Demokratie den Factionen und der Intrigue in einem grossen von einem lebhaften und an Beschäftigung sich selbst ungleichen Volke bewohnten Reiche eröfnet; und Rom zeigt uns in der letzten Epoche der Republik, wie nicht die Hauptstadt allein, sondern ganz Italien Eine Demokratie ausmachte, ein nicht minder gräfsliches, aber auch belehrendes Schauspiel. So verderblich die demokratische Regierungsform in einem grossen Reiche ist, eben so verderblich würde aber auch die monarchische Verfassung in einem kleinen Lande, und unter einem Volke von einfachen Sitten und einförmiger Lebensweise seyn. Das Bedürfnifs des Fürsten und derer, die ihn zunächst umgeben, würde bald einen Unterschied der Stände, der Unterschied der Stände Verarmung derer, die ihre Arme der Benutzung der von der Natur angewiesenen Erwerbsquellen entzögen, so wie derer, welche durch ihrer Hände Arbeit die Kosten der Regierungsverfassung zu tragen hätten; einen übelverstandenen Hochmuth und Anmassung bey der verzehrenden und repräsentirenden, Erbitterung und Eifersucht bey der erwerbenden, und dennoch verachteten, Classe hervorbringen; der Fürst würde sich mit andern seines Standes vergleichen, und durch unzeitigen Pomp, vielleicht selbst auswärtige Eroberungen lieber seiner

Eitelkeit, als durch gewissenhafte Sorge für das Wohl des Landes seiner Pflicht Genüge zu leisten suchen. Eine erbliche Aristokratie in einem grossen, durch mannigfaltige Nahrungszweige bestehenden Lande würde ein beständiges Emporstreben und Hervordrängen der nicht regierenden Classen, durch successive Zulassung der letztern zur Regierung ein gefährliches Schwanken in dem Verwaltungssysteme, durch Ausschliessung derselben Neid und Misvergnügen hervorbringen, und doch niemals die Einheit der Regierungsgrundsätze und der Verwaltung erhalten können, die allein einem ausgedehnten Reiche Ruhe und Wohlfahrt von innen, und Ansehen und Sicherheit von aussen zu versichern vermag. Dagegen würde eine erbliche Monarchie, oder eine reine Demokratie in einem Handelsstaate, jene durch Verachtung und Erniedrigung des Kaufmannsstandes, diese durch häufige Abrufung von den Handelsgeschäften, und beyde durch die Unsicherheit des Verhältnisses zu auswärtigen Nationen bald den Handel und somit die einzige oder ergiebigste Quelle der innern Wohlfahrt und Stärke vernichten. Es wäre also eben so thöricht und verderblich, das demokratische, so wie das monarchische System in allen, auch noch so sehr in der Natur des Bodens und der Lebensweise ihrer Bewohner verschiedenen Ländern, einführen zu wollen. Glücklich ist das Volk, das durch keine Macht von aussen, und keine herrschsüchtigen Factionen von innen gezwungen oder

verleitet wird, eine andre Regierungsform anzunehmen, als die ihm durch seine natürlichen Verhältnisse und durch ein unveränderliches Schicksal vorgeschrieben ist; jede Abweichung von derselben wird sich durch eine lange Reihe von Greuelthaten selbst bestrafen, und sich doch endlich wieder in den vorigen Weg verlieren, wobey es noch ungewiss bleibt, ob nicht der Abscheu vor den begangenen Greueln den während jener Abweichung gesammelten Schatz an Erfahrungen und Einsichten unfruchtbar machen, und selbst das, was an wahrer Freyheit gewonnen seyn mag, wieder vertilgen werde. Aber es ist auch ein Glück für die Menschheit, dass die Freyheit nicht an Eine jener Regierungsformen ausschliesslich und unzertrennlich geheftet, sondern mit jeder in dem für sie empfänglichen Lande vereinbar ist. Es zweifelt wohl niemand daran, dass in den ehemals demokratischen Cantonen der Schweiz die höchste bürgerliche und politische Freyheit bey der grössten Einfalt und Reinheit der Sitten herrschte, und welches hohen Grades von Freyheit und Selbstständigkeit eine Nation auch unter der monarchischen Regierungsform fähig sey, beweisst das Beyspiel Englands, durch dessen Verfassung das Problem gelöset worden ist, wie der höchste Grad einer vernünftigen Freyheit aller Classen mit Ordnung, Ruhe und Energie in der Regierung zu vereinigen, und wie überhaupt eine Verfassung mit den Grundsätzen des Rechts in Übereinstimmung zu bringen sey.

Wenn man nämlich Freyheit darin setzt, dass die Staatsbürger nicht nach der Willkühr oder den Einsichten des Oberhauptes allein, sondern nach bestimmten und bekannten Gesetzen, und zwar solchen regiert werden, welche die Nation entweder unmittelbar oder vermittelst ihrer frey gewählten und durch Rücksicht auf die Wünsche der Nation sowohl als eignen Gemeinsinn geleiteten Repräsentanten sich selbst gegeben hat; so hängt es zwar von der Beschaffenheit jedes Landes ab, ob die Ausführung und Anwendung jener Gesetze, so wie die andern zur Regierung nothwendigen Geschäfte gewissen auf bestimmte Zeit gewählten oder mehrern durch die Geburt dazu berufenen, oder Einem erblichen Monarchen anvertraut werden solle, aber mit keiner von diesen äussern Formen der Regierung steht die Freyheit selbst im Widerspruch. Selbst bey der aristokratischen oder vielmehr oligarchischen Regierungsform könnte jene Freyheit statt finden; aber die Entstehung und der Zweck dieser Regierungsform, da sie dazu bestimmt ist, dem grössern Theile der Nation Musse für die eignen Geschäfte zu gewähren, hat diese Vereinigung noch nicht zu Stande gebracht, und die Freyheit der Unterthanen mehr von dem guten Willen, der Mässigung und den Einsichten der Regierer abhängig gemacht.

Ehe wir zur Betrachtung des Einflusses, den die verschiedenen Staatsverfassungen auf den Nationalcharakter haben, übergehen, wird es nöthig seyn,

zwey Anmerkungen vorauszuschicken. — Ich habe bis jetzt die Staatsverfassungen nur nach ihrer äussern Form betrachtet, insofern die Regierung entweder in den Händen eines Einzigen, oder Mehrerer durch ihre Geburt ausschliesslich dazu berufener, oder gewisser von der Nation selbst nur auf eine bestimmte Zeit und zufolge des allgemeinen Urtheils über ihre Tüchtigkeit gewählter Magistratspersonen ist. Diese Ansicht war hinlänglich, so lang es nur auf die Erklärung ihrer Entstehungsart ankam; sobald aber von den Folgen, die jede Verfassung auf den Charakter der Nation hat, die Rede ist, so sieht man leicht, dass diese nicht sowohl von der Form, als von dem Geist der Verfassung abhängen, und dass also eine andre Eintheilung getroffen werden muss, welche den Geist der verschiedenen Verfassungen selbst besser darstellt. Bey der Demokratie, Aristokratie und Despotie zeigt zwar die Form den Geist einer jeden schon deutlich genug an, aber die Benennung Monarchie begreift Verfassungen von sehr verschiedenem Geist unter sich. Wenn man nämlich unter Monarchieen solche Verfassungen versteht, in denen Ein erbliches Oberhaupt die Verwaltung des Staats führt, und die Verhältnisse desselben zu Auswärtigen anordnet, so muss man unter dieser Benennung die Englische sowohl wie die Schwedische und ehemalige Französische Verfassung vereinigen; aber wie unendlich verschieden in ihrem Geist und ihrer Tendenz sind diese Verfassungen von einander!

und wie unendlich verschieden müssen also auch die Wirkungen seyn, welche diese Verfassungen in dem Charakter der Nationen hervorbringen! Da es eigentlich das Verhältniss einer Nation zu ihrer Regierung ist, was Einfluss auf die Bestimmung des Charakters der erstern haben kann, so werden wir zu unserm Behufe die Verfassungen jenem Verhältniss gemäss in drey Classen abtheilen. Denn **entweder** steht die Nation zu ihrem Oberhaupt in dem Verhältniss einer Gesellschaft freyer Menschen zu ihrem ersten Beamten, indem allein jener das Recht zukommt die Gesetze, nach denen sie regiert werden will, festzusetzen, und dieser die Gesetze zur Ausführung zu bringen, und die Nation gegen auswärtige Staaten zu repräsentiren; oder sie verhält sich zu diesem wie eine Heerde zu ihrem Hirten oder Eigenthümer, der mit derselben so verfährt, wie er es ihrem **Besten**, eigentlich aber **seinem eignen Nutzen** am zuträglichsten erachtet. Jene würde ich die republikanische Verfassung nennen, in der eigentlichsten Bedeutung des Worts Republik, da es ein Gemeinwesen bedeutet, und nicht nur einige wohlgeordnete Demokratieen, wie die der kleinern Schweizer-Cantone, und einige deutsche Reichsstädte, sondern auch England, ungeachtet dieses Land einen König an seiner Spitze hat, unter die Republiken rechnen, so wie ich mehrere sogenannte Republiken, wie Venedig, aus der Liste derselben ausstreichen würde. An der Regierungsform der zweyten Art

erkennt jedermann schon von selbst die despotische Verfassung. Eine dritte Classe wird diejenigen Verfassungen begreifen, in denen sich die wichtigsten Zweige der Gesetzgebung sowohl wie die Regierung selbst in den Händen Eines oder Mehrerer, durch Erbrecht dazu berufener, befindet, die aber in ihrer Verwaltung an gewisse, mehr die Form der Geschäfte und die Privilegien gewisser Classen, als die Ausübung ihrer Macht selbst betreffende Grundgesetze gebunden sind, und in denen die Nation im Grossen zwar eines gewissen Grades von bürgerlicher oder persönlicher, aber keiner politischen Freyheit geniesst. In diese Classe gehören alle aristokratische, und, England allein ausgenommen, alle monarchische Staaten Europa's.

Die zweyte Anmerkung betrifft die Art, wie ich diese Regierungsverfassungen, und die Wirkungen, die sie auf den Charakter der Nationen haben, vorstellen zu müssen glaube. Keine Verfassung, die despotische etwa ausgenommen, besteht irgendwo in ihrer ursprünglichen Reinheit; in jede derselben haben sich Misbräuche, die ihrer Bestimmung fremd, und den Leidenschaften und Schwächen der Menschen zuzuschreiben sind, eingeschlichen. Keine derselben kann also in ihrer jetzt bestehenden Form die Wirkungen ganz und lauter haben, welche sie in ihrer unverdorbenen Reinheit haben würde. Aber diese Abweichungen der Verfassungen von ihrem Zweck sind so mannigfaltig, dass, wenn man auf

sie

sie Rücksicht nehmen, und der Wirkung, die eine jede zu haben scheint, die Einschränkung, die sie durch einen hier oder da bestehenden oder gar nur möglichen Misbrauch erleidet, beyfügen wollte, man zu keiner deutlichen und bestimmten Uebersicht des Einflusses, den sie auf den Nationalcharakter äussern, gelangen würde. Ohnedem kann man auch die Natur und Wirkung einer Sache erst dann deutlich einsehen, wenn man sie an und für sich betrachtet. Es wird also am zweckmässigsten seyn, die Verfassungen, bloss nach dem Begriffe des durch sie beabsichtigten Verhältnisses der Menschen gegen einander, d. h. in abstracto zu betrachten, und die Wirkungen derselben diesem Gesichtspunkte gemäss daraus abzuleiten. Wie diese Wirkungen durch die Misbräuche und Abweichungen jeder besondern Verfassung modificirt und eingeschränkt werden, kann dem Urtheile jedes Lesers überlassen werden. Was besonders die gemischten Regierungsformen betrifft, so versteht es sich von selbst, dass die Wirkungen, die jede Form an und für sich haben würde, in der Mischung einander wechselseitig einschränken und aufheben.

Eine Nation, die sich bewusst ist, keinen andren Gesetzen, als denen, die sie entweder selbst und unmittelbar, oder vermittelst ihrer Bevollmächtigten gegeben hat, *) unterworfen zu seyn, und

*) Es kommt oft schon viel darauf an, dass man dieses glaube; aber selbst dieses glauben zu können, ist schon viel werth!

selbst im letztern Falle durch unverholene Aeusserung ihrer Urtheile einen entscheidenden Einfluss auf die Beschlüsse ihrer Bevollmächtigten zu haben, wird sich vor andern Völkern, die diesen Vortheil nicht geniessen, besonders dadurch auszeichnen, dass sie in ihren Meinungen über alle Arten von Gegenständen sowohl wie in ihrer Handlungsweise und in ihrem gesellschaftlichen Betragen eine feste Selbstständigkeit des Geistes, einen stark ausgesprochnen Charakter zeigt. Jeder findet sich von andern Menschen unabhängig und wichtig genug, um in allem, was er thut, sobald er die Gesetze nicht verletzt, bloss auf seine bessern Einsichten, auf seine Art, die Sachen zu betrachten, oft auch auf seine Bequemlichkeit, Rücksicht nehmen zu dürfen; das Urtheil und Betragen anderer, besonders derer, die in andern Ländern Höhere genannt werden dürften, dient dem ihrigen weniger zur Richtschnur; die in andern Ländern oft als Gesetze vom ersten Rang geltenden Regeln des Schicklichen werden von ihnen weniger geachtet, und ein Mann wird von ihnen nur insofern geschätzt, als er sich von jedem fremden Einflusse frey zu erhalten weiss. Einen Charakter zu haben, ist für jeden das höchste Ziel; wie sonderbar und bizarr dieser seyn mag, kommt nicht in Anschlag, sobald er nur nicht gegen die öffentliche Ordnung verstösst; selbst Missethäter und Bösewichter sind bey ihnen weniger Gegenstände der Verachtung und des Ekels, wie sehr sie auch Ab-

ſcheu und Rüge verdienen und ſich zuziehen mögen. Demungeachtet iſt der innere Gehalt des Charakters, der Handlungsweiſen, des Betragens und der Meinungen keinesweges gleichgültig; die öffentliche Meinung beſtimmt gar bald das rechte Maaſs derſelben, und ihr Maaſsſtab iſt ihre Tendenz zum öffentlichen Wohl; in Anſehung dieſer bildet ſich früh eine Nationalmeinung, die deſto tiefer wurzelt, je mehr ſolche Nationen ihre Freyheit und die Geſetze, Einrichtungen und die Gebräuche, worauf ſich dieſelbe gründet, zu ſchätzen wiſſen; denn Gebräuche ſind den Menſchen in allen Ländern als Denkmahle ihrer Selbſtſtändigkeit werth. Nur was in Anſehung des gemeinen Beſten unſchädlich oder unbedeutend iſt, wird der Willkühr und dem Geſchmack eines Jeden zu beſtimmen überlaſſen, und dieſes Feld iſt immer noch groſs genug, um jedem die zur Bildung und Stärkung eines beſtimmten Charakters nöthige Freyheit in gehörigem Maaſse zu gewähren. — Energie des Geiſtes, oder diejenige Kraft der Seele, vermöge welcher man alles, was man im Allgemeinen oder in gegebnen Fällen für dienlich oder nöthig hält, zu unternehmen fähig iſt, kann auch nur da gedeihen, wo der Wille bloſs durch die heilſame Rückſicht auf das gemeine Wohl eingeſchränkt, im übrigen nur dem Gutdünken eines Jeden unterworfen iſt. Hiezu kommt noch ein andrer Grund. In Republikaniſchen Verfaſſungen nehmen die Menſchen lebhaftern Antheil an allen öffentlichen Verhand-

lungen, und an allem, was das gemeine Beste betrifft; hiedurch und durch den Einfluss, den sie durch die Wahlen, theils der Bevollmächtigten, welche den Willen der ganzen Nation darstellen, und theils der Beamten eines jeden Distrikts oder einer jeden Stadt auf die Gesetzgebung und die Verwaltung selbst äussern, haben sie mehr Anlass ihre politischen Meinungen gegen einander zu vergleichen; durch das Zusammenstossen widerstreitender und von beyden Seiten mit Standhaftigkeit behaupteter Meinungen werden die Gemüther erhitzt, und die Leidenschaften rege gemacht, und Leidenschaften sind, besonders wenn Rücksicht auf das Gesetz und Festigkeit des Gesetzes sie zügelt, dasjenige, was dem Geiste den unternehmenden und ausharrenden Muth giebt, welchen man Energie zu nennen pflegt. Daher entstehen politische Partheyen, dergleichen in allen republikanischen Verfassungen statt finden, und ohne welche selbst keine republikanische Verfassung lange bestehen kann, weil nur durch sie der Geist des Interesses am gemeinen Wesen genährt wird, der über der Aufrechthaltung der Gesetze und der Verfassung wacht. Nur verstehe man unter Partheien — nicht Factionen, oder Zusammenrottungen von Menschen, die bloss des Privat- und persönlichen Vortheils wegen geknüpft werden, sondern — solche Verbindungen, die aus der verschiedenen Ansicht dessen, was die Wohlfahrt des Staats befördern kann, entstehen; so heilsam diese sind, und

so tödtlich für das Wesen republikanischer Verfassungen der gänzliche Mangel an solchen Partheyen seyn würde, so zerstörend sind Factionen, welche durch die überhand nehmende eigennützige Stimmung bald jeden Antheil an dem gemeinen Besten verdrängen. Eben so verstehe man unter den Leidenschaften, die zur Entwickelung der Energie des Charakters beförderlich, und also in einer republikanischen Verfassung nicht nur, sondern auch zur Bildung des Menschen überhaupt wünschenswerth sind, — nicht die, welche aus sinnlichen Antrieben und Bedürfnissen entstehen, sondern — diejenigen, welche sich auf Grundsätze der Vernunft, auf das lebhafte Gefühl dessen, was recht und dem Ganzen zuträglich ist, und auf ein wohlwollendes Herz gründen; denn, wenn gleich die Leidenschaften überhaupt die Energie des Charakters befördern, so ist es doch besser, keine Energie zu haben, als sie nur auf Unkosten der Sittlichkeit zu erlangen. Unglücklicherweise ist die Grenze zwischen Partheyen und Factionen, zwischen den gutartigen und den verderblichen Leidenschaften so schmal, dass die erstern oft in die zweyten ausarten; aber diese Ausartung kann in einer gut eingerichteten Verfassung und durch eine weise Verwaltung, wo nicht ganz verhütet, doch lange aufgehalten werden; sie ist mehr der Schwäche der menschlichen Natur als der republikanischen Verfassung, als eine wesentliche und nothwendige Folge derselben, zuzuschreiben, und uns

ist es hier um die wesentlichen Folgen der Verfas-
sungen, nicht um das zu thun, was daraus entste-
hen kann, dass wir keine vollkommnen Menschen
sind.

Ein besonderer Vorzug republikanischer Verfas-
sungen vor allen andern ist dieser, dass die Gerech-
tigkeitspflege regelmässiger und der Willkühr am
wenigsten unterworfen ist. Niemand kann daselbst
verhaftet werden, als nur zufolge eines deutlich
bestimmten Gesetzes; niemand kann der Untersu-
chung halber, seiner Freyheit auf längere Zeit be-
raubt werden, als durch die allgemein bekannten
Gesetze bestimmt ist; niemand kann ferner eine an-
dre Strafe, als die durch das Gesetz für das gegebne
Verbrechen angekündigte, erleiden; die Beurthei-
lung der That und der Ausspruch über die Schuld
oder Unschuld des Verhafteten hängt nicht von der
Einsicht und Willkühr einiger weniger durch Gunst
oder Einfluss zu beständigen Richtern erhobener Män-
ner, sondern von der einstimmigen, zufolge vorhan-
dener Gesetze gegebnen, Entscheidung vieler, zu der
Classe des Beklagten gehöriger, und mit seiner Zu-
stimmung für jeden vorkommenden Fall besonders
aufgeforderter Bürger ab. So wenig hat man sich
in republikanischen Verfassungen abstracten und nur
auf Speculation gegründeten Begriffen hingegeben,
dass man die Fehlbarkeit des menschlichen Geistes
im Urtheilen und Entscheiden durch mannigfaltige
Vorkehrungen in ihnen mehr als in irgend einer

andern Verfassung unschädlich zu machen gesucht hat. Es kann nicht fehlen, dass eine solche Gerichtsverfassung, verbunden mit der öffentlichen Verhandlung, den Bürgern nicht die wärmste Theilnahme an allen gerichtlichen Vorfällen einflössen, durch diese Theilnahme das Urtheil und das Gefühl für Recht und Unrecht schärfen, und Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit allgemein verbreiten sollte. Dieser Sinn für Gerechtigkeit wird noch schärfer gegründet, wo, wie in England, jeder Staatsbürger das Recht hat, einen jeden, den er auf der Begehung einer gesetzwidrigen That betrifft, anzuhalten, und dem nächsten Richter zu überliefern, wo also jeder sich zum Wächter der öffentlichen Sicherheit, Ordnung und Wohlfahrt bestellt fühlt. Die Gleichgültigkeit, welche diejenigen, die sich durch Stand, Vermögen oder Verbindungen über dergleichen Unfälle erhoben glauben, und die Feigheit, welche Menschen desselben Standes, bey denen das Gefühl der Pflicht der Sorge für ihre eigene Sicherheit weichen muss, in vielen monarchischen Staaten bey den gerichtlichen Neckereyen und Verfolgungen ihrer Mitbürger zeigen; die Geringschätzung, womit man auf so viele gerichtliche Ungerechtigkeiten und willkührliche Verfahrungsarten, als auf geringfügige Gegenstände, herabsieht; die Schadenfreude, womit man oft den Unfall seiner Nebenmenschen betrachtet, sind einer Nation fremd, welche die Wohlthat einer solchen republikanischen Gerichtsverfassung ge-

nießt, und eine solche Nation ist denjenigen, welche keine oder eine geringere Gleichheit der Rechte kennen, an moralischer Bildung im Allgemeinen in demselben Grade überlegen, als sie ihre Freyheiten und Rechte besser zu behaupten gewußt hat. Im Allgemeinen, sage ich; denn das Gefühl der Unabhängigkeit und politischen Wichtigkeit, *das* jeder in der Brust trägt, der freyere Spielraum, den Stolz und andere Leidenschaften durch jene Selbstständigkeit erhalten, setzen bey jedem Einzelnen der Aeusserung jener moralischen Stimmung in jedem ihn selbst betreffenden Falle Hindernisse entgegen, welche das Volk im Allgemeinen, wenn die natürlichen Rechte eines seiner Mitglieder auf dem Spiele stehn, nicht zu bekämpfen hat. Das Englische Volk zum Beyspiel, zeichnet sich in der Beurtheilung des Verfahrens der Regierung sowohl wie der Privatpersonen gegen andre, durch ein richtiges und lebhaftes Gefühl dessen, was recht und billig ist, vor allen andren Nationen aus, ohne dass deswegen jeder Einzelne immer leidenschaftlos genug wäre, um im täglichen Verkehr gegen jeden andren dieselbe Gerechtigkeit zu beweisen, die er von andern fodert.

Alle diese Eigenthümlichkeiten zusammengenommen, und die Ueberzeugung, dass jene Unabhängigkeit, Freyheit und Selbstständigkeit nur durch Aufrechthaltung der bestehenden Gesetze und durch die Wachsamkeit aller gesichert werden kann, grün-

det einen Gemeingeist, und das Gefühl von der Vortrefflichkeit ihrer Verfassung eine Vaterlandsliebe, welche beyde die Nation zu den grössten Anstrengungen und Aufopferungen bereit machen, und unter keiner andern Regierungsform zu derselben Stärke gedeihen und zu demselben moralischen Werthe sich erheben können. In nicht republikanischen Staaten ist Vaterlandsliebe mehr die Frucht einer frühen Gewohnheit an den Boden, wo jeder geboren ist, und an die Sitten seiner Bewohner; eine milde und weise Regierung kann diese Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden verstärken, und zufällige Umstände, wann die Einwohner des Staats sich in Gefahr glauben, ihr Eigenthum zu verlieren, und ihre Sitten, Gewohnheiten und Denkart durch die Uebermacht einer andren Nation vermischt zu sehen, sie zu ausserordentlichen Aufopferungen vermögen; oft erhebt auch der Geist eines einzigen Mannes an der Spitze des Staats den Geist der ganzen Nation über ihre Lage, und flösst ihr einen feurigen Enthusiasmus für ihr Oberhaupt ein; der beynahe immer mit Enthusiasmus für das Vaterland verwechselt wird. Aber dieser Enthusiasmus ist nur vorübergehend; und jene Anhänglichkeit an die Sitten, Gewohnheiten und die Denkart, an die jeder von Jugend auf gewöhnt ist, sowie die Sorge für das Eigenthum, muss ungleich mehr Stärke und Einfluss auf das Gemüth gewinnen, mehr gereinigt und veredelt werden, wenn sie durch die Ueberzeu-

gung unterstützt wird, dass man allein oder vorzüglich in seinem Vaterlande die Rechte geniesst, die sich auf die moralische Natur des Menschen gründen, und der Würde desselben entsprechen. In nicht-republikanischen Verfassungen ist Vaterlandsliebe als Neigung mehr die Frucht des untern, dem Einflusse sinnlicher und gemeinnütziger Triebfedern unterworfenen Begehrungsvermögens; in republikanischen wird sie durch das Gefühl der moralischen Bestimmung des Menschen gehoben und geläutert. Eben so ist auch den nicht-republikanischen Staaten eine gewisse Theilnahme der Einwohner an den Maasregeln der Regierung und der Obrigkeit in Ansehung des Schicksals der Untergebenen und des Verhältnisses der Nation zu Auswärtigen nicht fremd; aber sie wird sich nie auf alle Gegenstände der Gesetzgebung und Gesetzausübung erstrecken, nie den warmen Eifer für das gemeine Wohl hervorbringen, nie oder selten die Einwohner zu Privatunternehmungen zum Besten des Ganzen vermögen, wie in solchen Staaten, wo alle Verhandlungen der gesetzgebenden und richterlichen Macht, so wie die der ausübenden mit der erstern, vor den Augen aller Bürger offen liegen, wo alle, und jeder für seinen Theil, sich ihres Einflusses auf die Richtung jener Verhandlungen bewusst sind, und wo jeden das Gefühl seiner Selbstständigkeit antreibt, seine Wirksamkeit auch unmittelbar zu zeigen. —

Jede Nation glaubt Vorzüge zu beſitzen, die ihr
das Recht geben, ſich über ihre Nachbarn zu ſetzen;
ſie findet dergleichen in ihrer Geſchichte, in den
kriegeriſchen Thaten ihrer Vorfahren oder der jetzt-
lebenden Generation und in dem Einfluſſe, den ſie
auf den politiſchen Zuſtand andrer Nationen gehabt
hat oder noch hat, oder in dem Glücke, womit die
Wiſſenſchaften und Künſte bey ihr behandelt wor-
den ſind; oder in dem Reichthume, den ſie durch
weitläuftige Handelsunternehmungen zuſammenge-
häuft hat, in ihrem Luxus und der Verfeinerung,
die ſie in der Erfindung und dem Gebrauch der Be-
quemlichkeiten des Lebens zeigt. Aber viele dieſer
gerühmten Vorzüge dürften oft mehr Gegenſtände
der *Nationaleitelkeit* als des *Nationalſtol-
zes* ſeyn, ſo lange ſie nicht von dem Bewuſstſeyn
begleitet ſind, daſs auch die bürgerliche Verfaſſung
der Nation mit dem moraliſchen Endzweck der po-
litiſchen Verbindung überhaupt zuſammenſtimmt, daſs
durch ſie allen und jedem Einzelnen das Recht ver-
ſichert wird, keinen andern Geſetzen und Verfü-
gungen unterworfen zu ſeyn, als zu welchen die
Nation, ſey es mittelbar oder unmittelbar, ihre Bey-
ſtimmung gegeben hat, ſo wie das andre, keinem im
Rechte nachzuſtehen, und von keinem zu etwas
verbunden werden zu können, wozu man ihn nicht
wieder verbinden könnte. Nur ſolche Vorzüge kön-
nen die Erhabenheit der Geſinnung begründen,
welche allein den Namen des Stolzes verdient, weil

nur solche sich auf die wirkliche Anerkennung der moralischen Natur des Menschen gründen, da hingegen die vorhergehenden nur auf physischer Überlegenheit oder einem durchgeführten System leidenden Gehorsams, auf einer grössern Gewandtheit des Geistes, oft auch auf natürlicher Fähigkeit zu Arglist, Betrug und Ränken, auf einer vorzüglichen Ausbildung der Geisteskräfte zu gewissen Zwecken, endlich auch auf der physischen, durch Eigennutz und Habsucht benutzten, Lage des Landes beruhen. Diese Vorzüge, als Gegenstände der Nationaleitelkeit, können auch ohne moralische Vorzüge, selbst mit dem grösten Sittenverderbniss, mit kriechender Unterwürfigkeit, Demuth und Charakterlosigkeit bestehen, da hingegen der wahre Nationalstolz alle Niedrigkeit der Gesinnung ausschliesst.

Erhabenheit der Gesinnung oder wahrer, auf moralische Vorzüge gegründeter, Stolz scheint mit Trägheit eben so sehr, wie Hochmuth oder Eitelkeit mit zweckmässiger Thätigkeit, unverträglich zu seyn; denn der Mensch kann sich nur insofern achten, als er sich bewusst ist, seine Kräfte und Fähigkeiten zu seiner Bildung und dem Wohl seiner Nebenmenschen anzuwenden. Es ist daher zu vermuthen, dass da, wo jene Freyheit der Verfassung einen solchen Nationalstolz hervorgebracht hat, durch dieselben Mittel auch die Thätigkeit mehr belebt, und zu einer vielseitigern Richtung gebildet wird. Noth und Bedürfniss haben zwar die Menschen überall zur Arbeit

und zum Fleiße getrieben, die günstige Lage eines Landes und die natürlichen Vortheile des Bodens haben ihn zur Benutzung derselben aufgefodert; aber es ist zu befürchten, daß diese Thätigkeit sich nur auf die Befriedigung der Bedürfnisse beschränken, und innerhalb dessen, wozu man zu ihr von außen verpflichtet ist, stehen bleiben wird, sobald dem Menschen nicht eine freye Aussicht auf einen beynahe gewissen Genuß der Früchte seiner Arbeit geöffnet, und ein innerer von allen äußern Bewegungsgründen unabhängiger Antrieb den Geist in freye Wirksamkeit gesetzt ist. Es wäre gegen alle Geschichte und Erfahrung zu behaupten, daß diese Erfordernisse zu freyer Thätigkeit sich nur in republikanischen Staaten fänden; aber Geschichte und Erfahrung bestätigen es beyde, daß sie vorzüglich in solchen Staaten vorhanden sind. Denn die Theilnahme der Bürger an der Regierung und Verwaltung, ihre Zuziehung zu den wichtigsten Geschäften des bürgerlichen Lebens, die Befugniß, alles zu thun, was nur den Gesetzen nicht zuwider ist, geben vorzüglich dem Gemüthe die Stärke, aus eignem Antriebe zu handeln. Ohnedem ist die Regierung in republikanischen Staaten oft gezwungen, viele Einrichtungen dem freyen Willen der Staatsbürger zu überlassen, und die Unternehmungen dieser bloß durch ihre Genehmigung und Wegräumung der Hindernisse zu unterstützen. Nichts aber giebt so sehr den Muth, aus eignem Antriebe etwas zu

unternehmen; (vorausgeſetzt, daſs die Mittel dazu nicht fehlen) als wenn man weiſs, daſs dieſes die Frucht ſeiner eignen Entſchlieſsung iſt, weil dieſes für verdienſtlicher geachtet wird und eine Quelle der Selbſtzufriedenheit iſt. Es zeuget alſo zwar von den guten Abſichten der Regierer, wenn ſie durch ausgeſetzte Belohnungen und andre Ermunterungen die Induſtrie, die Bearbeitung der Künſte und Wiſſenſchaften zu beleben ſuchen, aber, was dadurch hervorgebracht wird, gleicht meiſtentheils mehr einer im Treibhauſe gehegten Pflanze, als einem Baume, der in ſeinem eigenthümlichen Boden und Clima emporwächſt; und die Gegenſtände einer ſolchen Thätigkeit haben ſchlieſslich ein anderes Intereſſe als das des Vortheils, den man daraus zieht. Wenn daher in monarchiſchen Ländern die allermeiſten öffentlichen Stiftungen zur Unterſtützung Nothleidender oder zur Verbreitung von Kenntniſſen aller Art Werke der Regierung ſind, ſo ſind ſie hingegen in republikaniſchen Ländern, wie in England, Unternehmungen von Privatperſonen, die in Geſellſchaften zuſammentreten und von der Regierung nichts als die geſetzliche Genehmigung erwarten, und ſo iſt merkwürdig, daſs zum Beyſpiel die öffentlichen Wege und Poſten gerade in dem Lande am beſten beſchaffen ſind, wo ſie ohne Zuthun der Regierung, bloſs unter der Sanktion der geſetzgebenden Verſammlung, von den Staatsbürgern ſelbſt unternommen werden. Einige Wiſſenſchaften und Künſte

haben zwar in despotischen Reichen, wie in Egypten, ihren Ursprung gehabt, aber theils waren diese im ausschliesslichen Besitz einer von aussen unabhängigen und über die Könige selbst erhabenen Classe, theils gingen sie nie über die ersten rohen Anfänge hinaus; und wenn wir bey den in Egypten übrig gebliebenen Werken der Baukunst Ursache finden, uns über die ausdauernde Geduld der Erbauer zu wundern, so finden wir eben so viel Ursache, ihre Geschmacklosigkeit und ihre leidende Folgsamkeit bey Aufführung solcher zweckloser und roher Formen zu bedauren. Die Wissenschaften und Künste, welche die sittliche Ausbildung der Menschheit befördern, fanden erst unter den freyen Griechen auf den Asiatischen Küsten und im europäischen Griechenlande ihre Vollendung, und die Originalität oder freye Thätigkeit des Geistes, dem sie in beyden Ländern ihre Ausbildung zu danken hatten, sank in geistlose Nachahmung herab, sobald in Asien die lydischen und persischen, in Griechenland und Egypten die macedonischen Könige anfingen, die Bürger der Sorge für den Flor derselben zu überheben. Die Handlung blühte in Deutschland nie so stark, obgleich auch durch zufällige äussere Umstände begünstigt, als wie die niederdeutschen und rheinischen Städte sich zu ihrer Beförderung aus eignem Antriebe verbanden, und wahrscheinlich hat auch die deutsche Literatur die schnellen und starken Fortschritte, welche sie innerhalb funfzig Jahren gemacht

hat, dem Umſtande zu danken, daſs die Fürſten, unbekümmert um poſitive Beförderung derſelben, nur die Hinderniſſe hinwegzuräumen bedacht waren, welche ihrem Aufkommen bisher im Wege geſtanden hatten, und unter denen die Beſchränkung der Freyheit im Denken und Schreiben das hauptſächlichſte war.

Wenn die Thätigkeit in republikaniſchen Staaten intenſiv - gröſser zu ſeyn ſcheint, ſo iſt auch ihre Tendenz dort verſchieden, da ſie auf einen Zweck gerichtet iſt, der durch den allgemeiner verbreiteten Gemeinſinn beſtimmt wird, — auf die vollkommnere Beförderung des gemeinen Beſten, ohne daſs deswegen andre Gegenſtände ausgeſchloſſen ſind. Die meiſten der groſsen Schriftſteller Griechenlands und Roms dienten zugleich dem Staate in obrigkeitlichen Aemtern oder an der Spitze der Armeen, und die Werke, in denen wir ſie noch jetzt bewundern, ſind oft nur die Erzeugniſſe ihrer Muſse, da hingegen unter den macedoniſchen Königen in Griechenland und Egypten, und unter den Römiſchen Kaiſern gelehrte Werke, und überhaupt das Studium der Wiſſenſchaften und Künſte der Hauptzweck der Thätigkeit wurden. Denſelben Unterſchied wird man finden, wenn man England, Frankreich und Deutſchland mit einander vergleicht; und die Gewandtheit zu den Geſchäften des bürgerlichen Lebens in den beyden erſtern Ländern iſt kein geringer Vorzug einer ſolchen praktiſchen Bildung,

neben

neben dem größeren) daß die Thätigkeit an innerem moralischen Werthe gewinnt.

Aber es giebt in der menschlichen Natur für jeden Vorzug ein ihm analoges Gebrechen, das aus dem Uebermaaße entsteht, und so arten auch die hier erwähnten Vorzüge, welche die republikanische Verfassung hervorbringt, oft in die entgegengesetzten Fehler aus. So entsteht aus der Selbständigkeit nur zu oft zurückstoßende Sonderbarkeit, aus Festigkeit des Charakters — Starrköpfigkeit und Eigensinn; das Gefühl der Unabhängigkeit bringt Übermuth; der Nationalstolz Verachtung andrer Nationen, und gleichsam eine National-Selbstsucht hervor, nach welcher jedermann das, was außer seinem Vaterlande vorgeht, nur insofern schätzt, als es zu dem Vortheil seiner Nation dienlich ist. Solche Nationalfehler, die aus der Übertreibung guter Eigenschaften entspringen, sind zwar immer besser, als diejenigen Fehler, die aus dem Mangel an solchen republikanischen Eigenschaften entstehen; denn es ist, nach der Bemerkung eines geistreichen Schriftstellers *), leichter, das Übermaaß zu beschränken, als Mängel zu ersetzen. Aber ein gutes System der öffentlichen Erziehung kann durch Anwendung des gehörigen Maaßes jene Auswüchse ziemlich beschneiden; nur muß man Sorge tragen, daß nicht auch das Gute, dessen Ausartung zum Übermaaß man verhüten will, zugleich mit vertilgt werde; jene

*) *Rambler* N. 25.

republikanischen Eigenschaften sind so schätzbar, dass, wenn man die Übertreibung derselben nicht anders, als durch ihre Schwächung, verhindern könnte, man zum Beyspiel die Billigkeit gegen andre Nationen lieber, dem Nationalstolze, als diesen der ersteren, aufopfern sollte.

Der republikanischen Staatsform ist die despotische gerade entgegengesetzt, und ihre Wirkungen müssen also auch die entgegengesetzten seyn. Wenn daher die republikanische Verfassung auf die Bildung eines selbstständigen, festen und kraftvollen Charakters wirkt, so wird dagegen der Despotismus an und für sich beynahe alle Individualität des Charakters vertilgen, und unter den Menschen eine auffallende Gleichförmigkeit der Charaktere hervorbringen, indem er ihnen nur einen nationalen Anstrich läßt, der grossentheils in jener Gleichförmigkeit besteht, und durch einmal eingeführte Gebräuche näher bestimmt wird. Kriechende Unterwürfigkeit gegen Obere, und drückender Übermuth gegen Niedere herrscht in allen Classen und Ständen; Gerechtigkeit, wechselseitige Pflichten und Rechte der Unterthanen gegen einander, finden dort entweder gar nicht, oder nur als conventionelle Gebräuche statt; jedem ist, so wie dem obersten Herrscher, seine Willkühr, seine jedesmalige Leidenschaft und Begierde die einzige Richtschnur des Handelns. Daher kann sich eine despotisch regierte Nation niemals über den Zustand der Barbarey und Brutalität erhe-

ben, so sehr man auch, wie in China, einen Schein von regelmäßiger Staatseinrichtung erkünsteln mag. Da indessen die Natur des Menschen immer auf Bildung eines selbstständigen und unabhängigen Charakters hinarbeitet, einem solchen aber in despotischen Reichen beynahe unüberwindliche Hindernisse entgegenstehn, so rächt sich der unterdrückte Geist der Selbstständigkeit an dem Druck der äussern Umstände durch Verstellung und Hinterlist, und der Mensch sucht durch Ränke und Betrug zu erreichen, was er auf dem offnen Wege des Rechts nicht erlangen kann. Daher die Verschlossenheit der Morgenländer, die fürchterlichen Ausbrüche der Rachsucht und des Grolls, die desto heftiger wüthen, je mühsamer sie zurückgehalten worden sind. Der natürliche Hang zur Thätigkeit wird gelähmt, wo es ihr an der aufmunternden Aussicht fehlt, die Früchte derselben und ein wohl erworbenes Eigenthum sicher geniessen zu können, und der Geist wird zu sehr durch die überwiegende Kraft der Sinnlichkeit in Fesseln gehalten, als dass er sich selbst zu der Ahndung einer, durch Thätigkeit zu hoffenden, Verbesserung seines Zustandes zu erheben vermöchte. Der Genuss des Augenblicks ist das einzige Ziel; vom Glück erwartet man das, zu dessen selbstthätiger Erwerbung man sich zu schwach fühlt; der Grundsatz der Fatalität findet den meisten Eingang und begünstigt die religiöse Aufstellung desselben, wo Rang, Ansehn und Glücksgüter durch

die Willkühr und Laune eines Einzigen im Augenblick ertheilt und wieder entrissen werden. Das Glück anderer reizt den Neid, ihr Unglück Schadenfreude; das eigene Glück verwelkt schnell durch den unmäſsigen Genuſs. Trägheit und Nichtsthun gehört zu den Vorrechten der Vornehmen, Arbeitsamkeit wird für ein Zeichen der Sclaverey gehalten. So wie freye Nationen, hassen sie jede Neuerung und Verbesserung, aber nicht aus dem Gefühl ihrer glücklichen Lage, und aus Besorgniſs, dieselbe durch solche Veränderung einzubüſsen, sondern aus Stumpfsinnigkeit und Indolenz. So wie jene verachten und hassen sie fremde Nationen, aber nur weil die Betriebsamkeit dieser ihnen als Sclaverey erscheint, und weil der Wohlstand und oft gefühlte Überlegenheit dieser ihren Neid reizt. Zu Werkzeugen der Eroberungssucht würden sie vorzüglich tauglich seyn, weil die unumschränkte Gewalt eines Einzigen ihren Bewegungen Geschwindigkeit und Bestimmtheit ertheilt, und das Kriegsglück ihren Begierden volle Befriedigung verspricht, wenn nicht ihre Kindheit in den Künsten des Krieges wie des Friedens ihren Feinden dagegen die Mittel der Vertheidigung erleichterte.

Was nun die Verfassungen der dritten Classe betrifft, so zeichnet sich die aristokratische durch einen gewissen äussern Schein von Gleichheit des Rechts und der übrigen bürgerlichen Verhältnisse, oder, von Seiten der regierenden Classe, durch Mäſsigung des

Diese Eigenthümlichkeit entsteht zum Theil aus denselben Ursachen, welchen die aristokratische Regierungsform selbst ihr Daseyn verdankt, aus dem durch die natürliche Beschaffenheit und Lage des Landes erzeugten Geist des Handels, welcher alle in die Augen fallenden Unterscheidungszeichen des Ranges ausschliesst, obgleich ein sehr wesentliches Übergewicht des einen Standes über den andern statt findet; zum Theil kommt sie aber auch daher, dass ein starkes Corps von Regierenden niemals die Achtung bey den Unterthanen erzwingen kann, die ein Monarch durch den Glanz des Throns, den Vortheil der Geburt, und die Energie und Bestimmtheit seiner Verwaltung schon natürlich geniesst. Darum müssen sich die Aristokraten hüten, dass sie nicht durch ein willkührliches und hartes Verfahren die Unterthanen veranlassen, an der Rechtmässigkeit ihrer Ausschliessung von Regierungsgeschäften, auf welche doch viele wegen ihres Reichthumes einen nicht ganz ungegründeten Anspruch machen könnten, zu zweifeln. Daher werden in solchen Staaten gewisse Formen der Staats- und Gerichts-Verwaltung, gewisse Statuten, Privilegien und Rechte heilig gehalten, die zwar zusammen nur ein sehr mangelhaftes Gebäude bürgerlicher Freyheit ausmachen, aber doch gerade solche Punkte betreffen, in denen der Mensch, und besonders der durch Gewerbfleiss und Wohlstand zum Selbstgefühl gelangte Mensch, reizbar ist, und die doch die Freyheit der Regierenden im wesent-

lichen nicht sehr beschränken. Uebrigens unterschieden sich die Regierungsfähigen Personen durch Pracht und Aufwand eben so wenig von den Untergebenen, als sie diesen ihren höhern Rang durch Uebermuth oder Stolz fühlbar machen; durch das erstere verbreitet sich, von der Natur des Landes unterstützt, der Geist der Frugalität über die ganze Nation, und der Luxus ist entweder ganz ausgeschlossen, oder der Vorbote des nahen Falls der Verfassung; durch das zweyte gewinnt der Umgang der Höhern mit den Niedern einen ungezwungenen und liberalen Ton der Gleichheit. Die Freyheit von politischen Zwistigkeiten und Erbitterungen und die Beschränkung auf Einen Hauptzweig des Erwerbs bringen eine selbstgefällige, durch Fleiss, Betriebsamkeit und Frugalität gestärkte Ruhe hervor, die aber oft auch von Mittelmäfsigkeit des Geistes und Anhänglichkeit an hergebrachte Formen und Gebräuche begleitet ist.

Die monarchischen Regierungsformen des festen Landes von Europa sind in ihrer jetzigen Form, und wenn man auf ihre Entstehung Rücksicht nimmt, monarchisch - aristokratische Verfassungen, und die Gesetze, wodurch der Monarch in der Ausübung seiner Macht beschränkt ist, bestehen theils in den Privilegien, welche die grossen Landbesitzer von der Schwäche früherer Fürsten sich zu erringen gewusst haben, theils in den Vorrechten, welche die Fürsten einzelnen Städten in der Absicht ertheilt haben,

um in ihnen einigen Rückhalt gegen die Anmaſsungen des Adels zu finden. Andre Gränzen findet die monarchische Macht in den einmal eingeführten Gewohnheiten und in der öffentlichen Meinung. Da Monarchieen nur in solchen Ländern zu entstehen pflegen, wo die Verschiedenheit der Lebensweise eine groſse Verschiedenheit der Stände und Volksklassen hervorbringt, so entsteht in denselben früh eine sehr merkbare Stufenfolge der Unterordnungen, welche bey dem Monarchen und denen, welchen entweder ihre Geburt oder die Wahl des Monarchen das Recht giebt, ihn zunächst zu umgeben, anhebt, und sich in der oft bis zur Sclaverey erniedrigten Classe der Landbauer verliert. Aber diese mannichfaltigen Classen machen eigentlich nur zwey Hauptclassen aus, von denen die erste alle diejenigen begreift, die zufolge eines herkömmlichen Geburtsrechts theils den Monarchen zunächst umgeben, und theils gewisse Staatsämter ausschlieſslich zu bekleiden fähig geachtet werden; alle übrigen Bürger machen die zweyte Classe aus. Da die Gränzlinie zwischen beyden nur durch das Herkommen und gewisse hergebrachte Meinungen, nicht durch wirkliche, der einen oder andern Classe eigenthümliche Vorzüge oder Verdienste bestimmt, und dennoch für die Bürger der zweyten Classe beynahe unübersteiglich ist, so wird, so lang das Gefühl des Drückenden, was hierin liegt, die unteren Classen nicht zur offnen Widersetzlichkeit reitzt, Eitelkeit oder Selbstliebe

mit sich der Hof umgiebt, desto mehr Verfeinerung und Regelmäſsigkeit wird auch in den untern Ständen eingeführt werden. Diese Regelmäſsigkeit und Gleichförmigkeit der Manieren und des Betragens wird auch desto ausgebreiteter und bestimmter werden, je mehr Berührungspunkte die verschiednen Stände durch einen gröſseren Hang zum gesellschaftlichen Vergnügen unter sich erhalten; und endlich wird eine lebhafte, genuſssüchtige, eitle und selbstgefällige Nation ungleich empfänglicher für alle jene Eigenthümlichkeiten seyn, als eine andre, die mehr Gesetzheit und Solidität besitzt. Die günstigsten Umstände zur Hervorbringung jener Stimmung vereinigten sich in Frankreich seit der glänzenden Regierung Ludwigs XIV, und keine Nation hat auch dieselbe bestimmter gezeigt, als die Französische. Die Leichtigkeit, womit sich diese Nation in die conventionellen Bande des Anstands fügt, dürfte auch wohl schwerlich in einem Lande stattfinden, das, weniger reich an allen Mitteln des Lebensgenusses, einen gewissen Grad des Luxus und ein sorgenfreyes Wohlleben weniger zulieſse. Auch die Ausdehnung des Königreichs hat hierauf einen wichtigen Einfluſs; in einem kleinen monarchischen Staate ist der Schrecken der höchsten Gewalt und das Muster der Nachahmung überall zu nah, als daſs die Unterthanen eine gehörige Selbstständigkeit in ihrem Betragen, und ihren Grundsätzen erlangen könnten, und beynahe die ganze Nation nimmt den läppischen

Charakter an, wegen dessen die Eingebohrnen der Hauptstädte grosser Monarchieen berüchtigt sind; in grossen Monarchieen hingegen ist die Nachahmung freyer, und Energie des Charakters ist daselbst mit Gleichförmigkeit des gesellschaftlichen Tons, der Manieren und des Geschmacks sehr gut zu vereinigen.

# Fünfter Abschnitt.

## Vom Einflusse der Religion.

Alle Religionen überhaupt können in vier Classen, in sinnliche, politische, speculative und moralische Religionen, eingetheilt werden. Sinnliche Religionen sind diejenigen, deren Begriffe und Meinungen ganz oder gröfstentheils durch die Sinnlichkeit und Einbildungskraft hervorgebracht sind, nach denen z. B. alle stark in die Sinne fallenden und nach der gewöhnlichen Meinung Schaden oder Vortheil mit sich führenden Gegenstände, alle grofsen Naturbegebenheiten nicht als Erscheinungen und Wirkungen eines und desselben Systems, sondern entweder selbst als Gottheiten oder als besondere und augenblickliche Kraftäufserungen verschiedener unbekannter, den Menschen an Macht und Stärke überlegener, Wesen betrachtet, und diese Wesen

selbst nach der Analogie der menschlichen Geschöpfe nur nach einem höhern Maaßstabe vorgestellt werden. Zu dieser Classe gehört nicht nur die Religion der Griechen, das allmählich ausgebildete und verfeinerte Produkt einer lachenden und reizenden Einbildungskraft, sondern auch die Abgöttereyen der Fetisch-Anbeter und aller rohen, auf der untersten Stufe der Cultur stehenden, Völker. Denn, so sehr verschieden diese Religionen sonst auch immer seyn mögen, so stimmen sie doch alle in Ansehung ihres Ursprungs überein, indem sie alle aus der Sinnlichkeit und Einbildungskraft, (obgleich die einen aus einer reichen, üppigen und gebildeten, die andern aus einer rohen und armen Einbildungskraft,) entstanden sind.

Die politischen Religionen sind Erzeugnisse des Verstandes und der Klugheit. Wenn eine Nation zu dem Grade der Ausbildung gelangt ist, daß sie einer regelmäßigen Verfassung bedarf, aber Geistes-Cultur noch nicht soweit verbreitet ist, daß jedes einzelne Mitglied die Nothwendigkeit einsieht, seinen Willen, seine Neigungen und Leidenschaften zur Sicherheit und Ruhe aller unter das allgemeine Gesetz zu beugen, so sind die unter der Nation schon herrschenden Religionsbegriffe die einzigen Mittel, die Beobachtung der Gesetze und bürgerlichen Verfügungen zu erhalten, indem der Gesetzgeber dieß als durch den offenbarten Willen der Gottheit aufgegeben vorstellt, und daher haben weise Männer

die Gesetze und Einrichtungen, die sie für die Ruhe, und das Glück ihrer Mitbürger nöthig erachteten, immer als unmittelbare Befehle der Gottheit vorgetragen. Keine Religion kann bey ihrer ersten Entstehung schon diese politische Tendenz haben; um diese zu haben, müssten die Stifter einer solchen schon in dem Augenblicke, da sich die erste Idee vom höhern Wesen bey einer Nation entwickelt, das Bedürfniss einer regelmässigen bürgerlichen Verfassung fühlen, und im Stande seyn, das Verhältniss jeder Einrichtung zum öffentlichen Wohl einzusehen; aber die erste Entstehung religiöser Begriffe findet bey jeder Nation schon in ihrem rohesten Zustande statt, und man hat nur äusserst wenige Völkerschaften gefunden, die ohne alle Religionsbegriffe gewesen wären, so dass selbst zu bezweifeln ist, ob nicht vielmehr die geringe Bekanntschaft mit jenen Völkerschaften und ihren Sprachen Schuld daran gewesen sey, dass man ihnen jene Begriffe abgesprochen hat. Diese Art von Religion setzt also immer die andere Art, die Religion der Sinnlichkeit und Einbildungskraft voraus, und die politische Klugheit einiger Männer hat nur den durch jene beyden untern Seelenkräfte erzeugten Begriffen politische Maximen angeheftet oder untergeschoben. Jede sinnliche Religion bekommt nothwendig, sowie die Nation in der Civilisation weiter rückt, mehr oder weniger eine politische Richtung. In der sinnlichen Religion der Griechen finden wir schon in

den ältesten Zeiten eine Mischung politischer Grund-
sätze, wenigstens solcher, die, wenn sie auch nicht
auf die Gründung bestimmter Verfassungen und Ge-
setze, doch auf die Civilisirung und Humanisirung
der noch rohen Menschen abzweckten. Von dieser
Art sind die Grundsätze von der Heiligkeit der Gast-
freundschaft und des Schwures, von der Unverletzlich-
keit der um Schutz und Schonung Flehenden, welche
die Weisen und Lehrer des Volks an die Majestät
Jupiters knüpften; diese Tendenz hatten ebenfalls
die Mysterien, wenigstens in ihrer ersten Anlage,
und die Orakel zu Delphi, Dodona etc. Die Reli-
gion der Römer war ursprünglich sinnlich, bis, der
Tradition zufolge, Numa sie nach politischen Zwe-
cken erweiterte und umstaltete. Seit der Zeit wurde
sie immer mehr politisch, und ein kräftiges Werk-
zeug in den Händen der Könige, der Ersten des
Staats und der Volksführer. Die jüdische Religion
war zwar in der Form, wie sie Moses festsetzte,
beynahe ganz politisch; von moralischen Vorschrif-
ten sind nur soviel in ihr enthalten, als auf die
bürgerliche Ordnung und Ruhe einen nahen Bezug
haben; andre Verfügungen derselben sind selbst einer
geläuterten Moral zuwider, obgleich für die dama-
lige politische Lage der jüdischen Nation zweck-
mäßig. Aber auch diese politische Religion war
auf die sehr sinnliche Religion Abrahams und seines
Stammes gegründet; denn der Jehovah der Juden
war ursprünglich nichts weiter als die Gottheit,

durch deren Verehrung sich der Stamm Abrahams von andern Stämmen unterschied; die Begriffe von dieser Gottheit waren von menschlichen Neigungen, Fähigkeiten und Kräften abgezogen, und nur durch die leitende Idee von ihrer Obermacht erhöht.

Speculativ nenne ich die Religionen, die durch den Drang der Vernunft, das Wesen und den Ursprung der Dinge theoretisch zu erforschen, mit Verachtung aller Erfahrung, und ohne Rücksicht auf die moralischen Bedürfnisse der Menschen, entstehen. Zu ihren Anhängern gehören die Asceten, Schwärmer etc. Die Religionen der Indianer, Chinesen und andere, sind auch, obgleich mit sinnlichen Begriffen abentheuerlich vermischt, grossentheils von dieser Classe. Solche Religionen sind meistens oder oft allegorisch, indem die Gegenstände der Verehrung, der gemeinen Fassungskraft zu gefallen, zwar sinnlich dargestellt werden, aber ihnen ein geheimer Sinn untergelegt wird, der nachher oft verloren geht, und ohne welchen solche Religionen ein noch widersinnigeres Ansehen erhalten.

Moralisch ist nur Eine Religion — die christliche; denn in ihr ist nicht nur der Begriff vom höchsten Wesen von allen menschlichen Vorstellungen gereinigt, sondern die Vorschriften derselben sind auch ohne alle Rücksicht auf zeitliche Vortheile irgend einer Art, blos auf die moralische Natur des Menschen gegründet, und auf ihre Vervollkommnung gerichtet. Es ist aber bekannt, wie oft und wie

sehr

sehr auch diese erhabne und ihres Namens allein würdige Religion den Machthabern als Werkzeug zur Erreichung ihrer, guten oder schlimmen, Absichten hat dienen müssen, und wie oft und auf wie mannigfaltige Weise sie von ihrer Höhe herabgezogen und den sinnlichen Vorstellungen der Menschen angepaſst worden ist.

Unter allen bisher angeführten Ursachen der Nationalverschiedenheiten ist keine, die auf den Geist des Menschen einen mächtigern Einfluſs hat, als die Religion; denn sie bestimmt die Begriffe, die für den Menschen vermöge des zwar selten deutlich gefühlten, aber selbst in den rohen Versuchen der sinnlichsten Völker sich offenbarenden, Bedürfnisses seiner vernünftigen Natur das höchste Interesse haben; je höher dieses Interesse ist, desto mehr bemächtigt sie sich der ganzen Seele des Menschen, und desto mehr zieht sie den Geist nach ihrer Richtung. Aber diese Wirkung wird in dem Maaſse stärker oder schwächer seyn, als das bestehende Religionssystem mehr oder weniger mit der herrschenden Geistesstimmung, mit der Stufe, worauf die moralische und intellektuelle Bildung der Nation steht, zusammenpaſst, und als es mit dieser in Ansehung seines Ursprungs näher oder entfernter verwandt ist. Eine moralische Religion würde, besonders in ihrer höchsten Reinheit, gegen die übrige Geistesbildung einer Nation von Wilden oder Barbaren zu sehr abstechen, als daſs sie einen merklichen Einfluſs auf die Bestimmung ihres Natio-

nalcharakters haben könnte; und eben ſo wenig würde eine ganz ſinnliche Religion bey den civiliſirten Europäiſchen Nationen Eingang finden und eine merkliche Veränderung im Charakter hervorbringen. Das menſchliche Geſchlecht im Ganzen durchläuft, wie einzelne Nationen und einzelne Menſchen, drey Epochen oder Stufen ſeiner allmäligen Ausbildung, die Epochen der Sinnlichkeit und Phantaſie, des Verſtandes und der Vernunft. So lange unter den Menſchen keine andren Verbindungen beſtehen, als nur Verbindungen einiger wenigen, dergleichen das augenblickliche Bedürfniſs der gegenſeitigen Unterſtützung und Vertheidigung zufälliger Weiſe erzeugt, ohne Geſetze und ohne auch für künftige Fälle berechnete Einrichtungen; ſo lange iſt der Menſch ſinnlich, nur die ihm am nächſten liegenden Gegenſtände mit ſeinen Gedanken zu umfaſſen, und nur für den Augenblick zu ſorgen fähig; jede ſtark in die Sinne fallende Naturerſcheinung, jede Kraft des Geiſtes oder der Seele, die auf ſeine gegenwärtige Lage einen vorzüglichen Einfluſs zu haben ſcheint, giebt ihm die Vorſtellung eines beſondern höhern Weſens an die Hand; und die verſchiedenen und mannigfaltigen Weſen, die ſich ſeine Einbildungskraft auf dieſe Weiſe ſchafft, ſtehen unter einander eben ſo wenig in Verbindung, als die verſchiednen kleinen Familien- oder Stamm-Aſſociationen, die er in den zunächſt ihn umgebenden Gegenden antrifft. So wie die Mittel des Unterhalts ſich ver-

vielfältigen und leichter werden, die abgesonderten und oft feindlichen Stämme näher an einander rücken, und die gesellschaftliche Verbindung sich immer mehr der Einheit und einer gewissen Unterordnung der verschiednen Glieder nähert, erweitert sich auch die Einbildungskraft, erhebt sich über die blosse Sinnlichkeit und sucht auch in die Vorstellungen von höhern Wesen Einheit und ein System der Unterordnung zu bringen. Je näher die Menschen sich nun an einander schliessen, desto mehr entwickeln sich ihre Kräfte, Fähigkeiten und Neigungen durch die Collision, worin verschiedne Menschen mit einander gerathen, und desto mehr entwickeln sich auch die Vorstellungen von den moralischen Eigenschaften der höhern Wesen nach der Analogie der menschlichen Natur; man sieht immer mehr die Nothwendigkeit ein, die rohen Ausbrüche der Leidenschaften zurückzuhalten und einzuschränken, und die Gesinnungen und Grundsätze, welche diesen Endzweck vorzüglich befördern sollen, werden nun den Göttern, als höhern Wesen, in vorzüglicherm Grade zugeschrieben; sie werden selbst als die Urheber und Handhaber solcher Gesinnungen und Verhaltungsregeln vorstellig gemacht. Der Glaube an diese, obgleich nur im Einzelnen, moralische Herrschaft der Götter dient lange anstatt der Gesetze und zur Aufrechthaltung der getroffenen bürgerlichen Einrichtungen, bis endlich die immer zunehmende Volksmenge, die immer reger werdende Geselligkeit und

Betriebſamkeit, und die ſich immer mehr und in immer mannigfaltigeren Schattirungen entwickelnden guten und böſen Triebe der menſchlichen Natur geſchriebene Geſetze und beſtimmte ſchärfer begränzte bürgerliche Verfaſſungen hervorbringen. Schon vor dieſer Epoche hatte ſich das Roh-ſinnliche in den Vorſtellungen von höhern Weſen verloren, je mehr die Menſchen auch in ihrem häuslichen und geſellſchaftlichen Leben gelernt hatten, in ihren Gedanken über das gegenwärtige Bedürfniſs hinaus zu gehen; die Einbildungskraft hatte einen weitern Spielraum gewonnen und ſich mehr mit dem Verſtande verbunden; jetzt werden die urſprünglichen Vorſtellungen von göttlichen Naturen entweder bloſs als unterhaltende Spiele der Phantaſie zur Verſchönerung der Werke der ſchönen Kunſt zugelaſſen, oder als Hülfsmittel, die rohe und ſinnliche Menſchenklaſſe, die bey jeder Nation in jeder Epoche immer noch zahlreich genug iſt, zur Beobachtung der bürgerlichen Geſetze zu zwingen, benutzt, und die religiöſen Ideen bekommen eine *politiſche* Richtung und einen *politiſchen* Zweck. Nun treten nach und nach Männer auf, die jene religiöſen Begriffe durch die bloſse Vernunft prüfen und läutern, und zwar in dem Maaſse, je weniger eine Nation durch die Sorge für ihren Unterhalt, für ihre politiſche Selbſtſtändigkeit oder für die Ausbreitung ihres Einfluſſes und ihrer Macht an ſpeculativen Unterſuchungen gehindert wird; philoſophiſche Ideen werden

immer allgemeiner verbreitet, und wenn nun die politische Thätigkeit entweder durch die endlich gelungene feste Begründung der Verfassungen oder durch den Umsturz der politischen Freyheit geschwächt worden, und der Hang zur Speculation und Behandlung theoretischer Wissenschaften ihre Stelle einnimmt, so stürzen allmählich jene nur noch durch Gewohnheit, Trägheit und Abneigung vor dem Gebrauche der Vernunft erhaltenen Überreste der ehemaligen Volksreligion vollends zusammen. Aber die Religion muss, ehe sie zu ihrem wahren Zwecke gelangt, sich noch auf einen Abweg verirren; sie sucht erst durch eine von den Sinnen abgezogne Speculation ihrem Ziele näher zu kommen, bis von der Nichtigkeit und Eingeschränktheit des theoretischen Grübelns überzeugt, sie sich auf das Praktische wendet, und so erhebt sich endlich ein auf Vernunft und Moral gegründetes Gebäude der Religion. *)

Eine Religion äussert also nur dann erst ihre eigenthümliche Wirkung auf die Gemüther der Menschen und den Charakter der Nation, wann sie das freye Produkt des jedesmaligen Sittenzustandes, der politischen Lage und der Geistesbildung derselben

---

*) Dieses ist der Gang des Menschengeschlechts im Allgemeinen in Ansehung der religiösen Ausbildung, obgleich bey einzelnen Nationen diese Religionen nicht in der Ordnung auf einander folgen, und einige derselben, wie die speculative, nach Maasgabe der Umstände gänzlich fehlen.

ist, und ihr nicht, wie den durch Feuer und Schwerdt bekehrten Einwohnern von Amerika aufgedrungen wird. Die eigenthümliche Wirkung der sinnlichen Religionen ist nun, erstlich, daſs sie dieselbe Geistesrichtung, aus der sie entstanden sind, nähren und verstärken. Es ist z. B. keinem Zweifel unterworfen, daſs die poetische Religion der Griechen vorzüglich dazu beygetragen habe, den poetischen Sinn bey dieser Nation zu wecken und zu unterhalten. Denn nichts ist der Einbildungskraft angemessener, und erleichtert ihr Spiel mehr, als die Vorstellung alles dessen, was in der Natur wirkt, unter der leicht durch die Sinne zu fassenden Form menschenähnlicher Wesen, und die Anknüpfung einer jeden, moralischen oder physischen, Wirkung an eine nahe Ursache, unter derselben Form menschenähnlicher Geister. Daher haben sich auch Dichter in Zeiten, wo jene sinnlich - religiösen Ideen schon ihren Glauben verloren hatten, selbst in den neuesten Zeiten nie oder nur zum Nachtheil ihrer Werke von jenen Dichtungen entfernt. Aber nicht alle poetischen Religionen sind von der gefälligen Art, wie die Griechische; als Geburten der Sinnlichkeit werden sie durch die Natur der Gegenstände, die sich den Sinnen darbieten, und durch die Natur des Landes mannigfaltig bestimmt. In einem Lande, das, arm an mannigfachen Produkten, einförmig in seinen Ansichten, unter einem nebligten und stürmischen Himmel liegt, können die über die

Natur waltenden Wesen nicht in mannigfaltigen, das Spiel der Einbildungskraft nährenden erheiternden Formen gedacht werden; daher das Düstere und Melancholische in der Nordischen Mythologie. *)

---

*) Daher sind die Geister der Abgeschiednen die einzigen poetischen Wesen, die in Ossians Gedichten vorkommen. Ueber den Unterschied der südlichen und nordischen Volksdichtungen s. Moritz Reise nach Italien, 2r Th. S. 165. „Es ist merkwürdig, dass unter diesem heitern Himmel die Ideen von Hexen, Gespenstern, Geistererscheinungen etc. selbst bey dem gemeinsten Volke, dessen Einbildungskraft doch so sehr mit religiösen Schreckbildern angefüllt ist, nicht haben empor kommen können. Die italiänischen Volkslieder haben nicht das mindeste Aehnliche mit den Balladen der nordischen Völker, wo die Erscheinungen von Geistern der Verstorbenen und andere schreckenvolle Gegenstände immer ein Lieblingsthema sind, um welches die Phantasie sich drehet. Hier hingegen athmet alles Lebensluft, und Ruhe und frohen Genuss der fliehenden Tage; selbst die Legenden der Heiligen und die biblischen Geschichten, welche das Volk auf den Strassen singt, legen ihren feyerlichen Ernst ab, und sind häufig mit naiven und launichten Einfällen durchwebt. — Hier wird freylich auch die Phantasie nicht so, wie bey den nordischen Völkern, durch die Ungemächlichkeiten des Klima und der Witterung aus den Regionen des Lebens hinweggedrängt, sondern sie kann ruhig auf den Gegenständen der wirklichen Welt verweilen und findet reichen Stoff sich zu beschäftigen. — Auch ist es bey dem italiänischen Volke gar nicht Sitte, etwa in einem Kreise dicht beysammen zu sitzen, und sich grausenerweckende Geschichten zu erzählen, welches bey uns noch immer einen Hauptzweig der Vergnügungen des gemeinen Volks ausmacht. Dazu gehören aber auch die Dünste einer eingeheizten Stube, der Anblick einer düstern, halberstickten Flamme auf dem Heerde, der Dampf von schwarzen triefenden Lampen, der heulende Nordwind draussen, und die verschneyte Pforte.“

Unter einem milden Himmelsstriche, wo die Natur sich mehr in ihren wohlthätigen, als schrecklichen, Wirkungen offenbart, wirkt der Eindruck der Sanftmuth auch auf die Begriffe von den göttlichen Wesen, da hingegen diese in Ländern, wo in der Natur Gegenstände der Furcht und des Schreckens häufiger sind, mehr als furchtbare, strafgierige und feindselige Geister vorgestellt werden. *) Dahingegen haben die abentheuerlichen Gestalten der Indischen Götter und die wunderlichen Dichtungen, welche in Ansehung ihrer die Indische Phantasie erzeugt hat, ihre Entstehung vermuthlich einem von allem thätigen Leben abgezogenen, nur der Speculation hingegebenen, Geiste, der nicht durch einen im wirklichen Leben gebildeten Verstand gezügelt war, zu danken. Alle Ursachen also, die auf die Bestimmung des Nationalcharakters Einfluss haben, wirken auch und zwar am nächsten auf die Sinnlichkeit, und vermittelst dieser, auf diese Art von Religionen, und auch zufällige Umstände tragen das ihrige hiezu bey. Die Griechische Mythologie würde schwerlich zum poetischen Gebrauche so geschickt geworden seyn, sie würde vielleicht immer die harte und düstere Form behalten haben, von der wir in den untergeschobenen Orphischen Hymnen noch einen Abdruck sehen, wenn nicht frühzeitig ein Dich-

*) Peru und Mexico. *Robertson's hist. of Amer. Vol. III. p. 196. ed. Basil.*

ter, wie Homer, sie durch seine schöpferische und verschönernde Einbildungskraft belebt hätte. So mannigfaltig nun diese poetischen Religionen sind, so mannigfaltig sind auch die Wirkungen, welche sie auf den Nationalcharakter haben. Eine Religion, deren Charakter Sanftheit und Milde ist, wird auch mit dazu beytragen, den Charakter ihrer Bekenner wohlwollend, gesellig und sanft zu bilden, da hingegen eine Religion, welche die Gottheit als furchtbar und schrecklich vorstellt, die Menschen zu abergläubischer Furcht, zu schweren und harten Aufopferungen, selbst zum Schlachten ihrer Nebenmenschen auffordert, und einen finstern, wilden und grausamen Charakter veranlaſst.

Indessen mögen die poetischen Religionen, und ihre Wirkungen auf die Modification der Charaktere noch so verschiedenartig seyn, so stimmen sie doch in einer Wirkung mit einander überein, daſs sie den dem Menschen ohnedem schon so natürlichen Hang zur Sinnlichkeit befördern und nähren, und diese Wirkung muſste bey einer Religion von so gefälliger und anmuthiger Dichtung, wie die Griechische war, an Stärke gewinnen. Menschen von einer feurigen und reizbaren Einbildungskraft erscheinen die Regeln, welche die kalte Vernunft dem praktischen Leben vorschreibt, als zweckwidrige, mit der Natur des Menschen streitende, und nur von kalter Gefühllosigkeit ersonnene Einschränkungen, weil sie dies bey ihnen überwiegende Geistes-

vermögen einzuzwängen drohen; der Genuſs ſinnlicher Vergnügungen erhöht das angenehme Spiel der Empfindungen und der Einbildungskraft, und dieſes Gefühl wirkt augenblicklicher und ſtärker, als das Bewuſstſeyn eines nach den Vorſchriften der Moral geführten Lebens. Leichtſinn iſt daher der natürliche Begleiter einer regen Einbildungskraft, und er würde dieſes da, wo er durch eine auf die Phantaſie und Sinnlichkeit gegründete Religion unterſtützt wird, noch um deſto mehr ſeyn, da ſolche Religionen vorzüglich in den Ländern entſtehen, die durch die Ergiebigkeit des Bodens, die Milde des Himmels und die Mannigfaltigkeit und Anmuth der Naturſcenen vorzüglich zum Lebensgenuſs einladen, wenn nicht die geſellſchaftlichen Verbindungen und die Bedürfniſſe des bürgerlichen Lebens den Geiſt zum Nachdenken, Überlegen und Berechnen nöthigten. Indeſſen waren doch gerade die Gegenden von Griechenland, in denen die poetiſche Religion am meiſten erweitert und verſchönert wurde, Athen und das Griechiſche Klein-Aſien diejenigen, in welchen die Ausſchweifungen in der Liebe am allgemeinſten verbreitet, öffentlicher getrieben wurden und am wenigſten Misbilligung, ſelbſt von Seiten achtungswürdiger Männer, auf ſich zogen.

So mannigfaltig der poetiſche Aberglauben iſt, eben ſo verſchiedenartig ſind auch die politiſchen Religionen; einige ſind ſtrenger, andere gelinder. Ihre allgemeine und Hauptwirkung, die ſich nur nach

dem verschiednen Grade der Strenge verschieden modificirt, muss darin bestehen, dass sie das Volk, dessen politische Verbindung durch solche Religionen bestimmt und zusammengehalten wird, zu einer mehr geschlossenen, von andern sich absondernden, und zuweilen selbst mit Verachtung oder Hass auf andere herabsehenden Gesellschaft macht. Keine Religion hat diese politische Absonderung fester gegründet und weiter getrieben, als die Mosaisch - Jüdische. Ihr Gott, ursprünglich der Stammgott Abrahams, war von allen andern Gottheiten benachbarter Völker verschieden; er wurde den Israeliten als der einzig wahre Gott, und sie selbst als das auserwählte Volk dieses Gottes vorgestellt. Alle andren, dem Jüdischen Gottesdienst nicht ergebnen Völker, erschienen daher dem gläubigen Israeliten als verworfene Racen, als Feinde des einzig - wahren Gottes, die man mit Feuer und Schwerdt ausrotten müsste. Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, wie viel politische Klugheit dazu gehörte, ein Volk, das seit vier Jahrhunderten in der Sclaverey und Unwissenheit alle Energie verloren hatte, und das wieder in das von andern Völkern besetzte Land seiner Väter zurückgeführt werden sollte, durch die begeisternde Idee von einem schützenden Nationalgott zu allen Gefahren unverdrossen zu machen; wir betrachten hier bloss die Wirkungen dieser damals vielleicht nothwendigen Vorstellungsarten auf den Charakter der Israeliten. Wenn dieses nun die Wirkungen

jener politischen Religion auf das Verhältniss der Israeliten zu den sie umgebenden Nationen waren, so waren die Wirkungen derselben auf ihre politische Verbindung unter sich nicht geringer. Je mehr sie dieser Gottesdienst von andern Nationen abschied, desto fester verband er sie unter sich selbst; je weniger ihre Eigenthümlichkeiten sich durch das Verkehr mit andern Völkern abschliffen, desto fester, bestimmter und einförmiger, aber auch desto härter wurden die Züge ihres Charakters. Hiezu kam, dass in dem Jüdischen Staate, als einer Theokratie, Priester die oberste Gewalt in Händen hatten, eine Gattung von Regierern, welche das, was das Recht im äussern Verkehr der Menschen fordern kann, nie genug von dem, was die Moral dem Gewissen auferlegt, zu unterscheiden wissen, und daher, anstatt das moralische Gefühl und das Gewissen der Menschen durch zweckmässigen Unterricht zu läutern, die Vorschriften der Moral als äussere Zwangspflichten auferlegen. Eine solche Regierung aber erzeugt abergläubische Anhänglichkeit an äussere Ceremonien mit Vernachlässigung der Reinheit des Herzens, und unterhält daher die Neigung zu Heucheley und Verstellung. — Auch die Mohamedanische Religion ist politischer Art, und man kennt die Verachtung, mit welcher die Mohamedaner auf die Christen, als auf Unreine, auf ihre Künste und Wissenschaften herabsehen, ob gleich ihre Religion zu einer Zeit entstand, da sie sich nicht mehr durch den Glauben

an einen besondern, sie vorzüglich schützenden, Gott von den andern Nationen trennen konnten. Auch auf ihre innere Verfassung hat ihre Religion den Einfluss, dass sie durch dieselbe noch zusammengehalten wird, ob sie gleich nicht eine so vollkommne Theokratie begründet, und der Sultan, als Stellvertreter des Propheten, die priesterliche Gewalt mit der seinigen vereinigt.

Die Religion der Römer war ursprünglich sinnlich, und trug kein Bedenken, sich durch Aufnahme fremder, ebenfalls sinnlicher, Religionsbegriffe, Gottheiten und Gebräuche, die sie von den Ureinwohnern Italiens, den Etruriern, Griechen u. a. entlehnte, zu erweitern. Schon früh unter der königlichen Regierung wurden die Religionssätze zu politischen Zwecken gebraucht, und besonders waren die Wahrsagerkünste der Augurn, Aruspices etc. ein kräftiger Staatshebel in den Händen des Senats und der Consuln. Aber alles dieses war nichts, das sich nicht auch in den Religionen andrer abgöttischer Völker, wenigstens der Ähnlichkeit nach, gefunden hätte. Fremde Religionen wurden nur, wann sie der Polizey anstöfsig wurden, untersagt, und die Christen wurden erst dann verfolgt, wie man glaubte, dass ihre Grundsätze den Staat selbst untergraben dürften. Die Religion der Römer hat daher, als politische Religion, nur auf die innere Subordination und mittelbar auf die Fortdauer des Staats gewirkt. Uebrigens wurden die Römer schon von

frühen Zeiten an zu sehr an Staatsgeschäfte und den Krieg gewöhnt, als daſs der Einfluſs der Religion, sey es als politischer oder sinnlicher Religion, hätte merklich seyn können.

Die unmittelbarste Wirkung der theoretisch-speculativen Religionen ist, daſs sie ascetische und theurgische Schwärmer bilden. Aber da verhältniſsmäſsig immer nur der kleinste Theil der Menschen zur Speculation geneigt ist, so formiren diejenigen, die hiezu den meisten Beruf haben, bald ein eignes Corps, und setzen sich durch ihre Büſsungen und ihre Wunderkünste bey der unwissenden Menge in den Glauben der Heiligkeit und eines näheren Umgangs oder selbst der Verwandschaft mit höhern Geistern. Ihr Interesse und selbst schon ihre Eitelkeit treibt sie an, und jene Achtung macht es ihnen leicht, die Gemüther des groſsen Haufens durch Furcht zu blinder Folgsamkeit zu fesseln. Der Charakter der Völker, bey denen eine solche Religion herrscht, ist daher Sclavensinn, der durch die beständige Beziehung auf religiöse Vorschriften den Anstrich devoter Schwärmerey erhält. Da die natürliche Tendenz jener speculativ-religiösen Schwärmerey dahin geht, daſs sie den Geist vom Sinnlichen abzieht, und in der gänzlichen Abgezogenheit der Seele von den Sinnen die Vollkommenheit des Menschen setzt, so werden die natürlichen moralischen Triebe und Neigungen des Herzens auch als Überbleibsel der Sinnlichkeit gemisdeutet; die Stimme

des Gewissens wird unterdrückt; die heiligsten Bande der Natur werden aufgelöst, die schwärzesten Verbrechen werden geheiligt, sobald sie dem Priesterorden, den Glaubenssätzen seiner Schwärmerey oder seinem zeitlichen Interesse zu widerstreiten, oder zu entsprechen scheinen. Von dieser Art, mehr oder weniger zerrüttend, war die Religion bey den alten Egyptiern und das Mönchthum in den finstern Zeiten von Europa, und so ist noch jetzt die Religion der Hindus und der meisten Asiatischen Völker. Die Mysterien und Orakel bey den Griechen hatten dieselbe Tendenz, wenn ihr nicht die in dem Charakter der Nation fest gegründete sinnliche Religion unübersteigliche Hindernisse entgegengesetzt hätte, und der platonische Mysticismus hätte zu einem solchen religiösen System und Orden eine dauerhafte Grundlage abgeben können.

Die Wirkung der christlichen, als der einzigen rein-moralischen, Religion sollte eigentlich ächte Moralität seyn. Aber so schwer ist es, alle Neigungen, Fähigkeiten und Kräfte des Menschen zur Übereinstimmung mit ihrem höchsten Zwecke, der Moral, einander unterzuordnen, dass auch diese Religion bald zu einer sinnlichen, bald zu einer speculativ-schwärmenden Religion ausgeartet, und bald zu einer Dienerin der Politik gemisbraucht worden ist. Doch sind, ungeachtet dieser Abwege, ihre wohlthätigen Wirkungen unverkennbar. Ihr haben wir eine festere Begründung und allgemeinere Aner-

kennung der Rechte der Menschheit, die Abschaffung der Sclaverey wenigstens unter Europäern, die grössere Menschlichkeit der Kriege, ein billigeres Völkerrecht und eine grössere Gemeinschaft der Nationen unter sich zu verdanken. Sie hat bewirkt, dass in den europäischen Reichen bey aller noch bestehenden Willkührlichkeit doch der asiatische Despotismus immer mehr verbannt ist, dass die Regenten immer mehr ihre Pflichten und die Rechte ihrer Untergebenen als ihrer Nebenmenschen erkannt, und die Völker an eine vernünftig-ruhigere bürgerliche Ordnung sich gewöhnt haben; und gleich als ob die Zurückführung aller Vernunftfähigkeiten auf ihren höchsten Zweck, das Moralisch-Praktische, ihnen, jeder in ihrem Wirkungskreise, eine grössere Bestimmtheit, Ordnung und Kraft mittheilte, so haben auch die Wissenschaften an Umfang und Bestimmtheit gewonnen.

---

## Sechster Abschnitt.

### Von der Erziehung und einigen zufälligen Ursachen.

Eine Hauptursache der verschiednen Nationalcharaktere hat man in der Erziehung zu finden geglaubt. Es ist freylich nicht zu leugnen, dass die Erziehung auf die Geistes- und Charakterbildung des einzelnen Menschen den entschiedensten Einfluss habe, und man sollte daraus schliessen, dass auch die öffentliche Erziehung eben so entschieden auf die Bestimmung des Nationalcharakters wirke. Allein entweder schreibt sich das öffentliche Erziehungswesen in einem Lande noch aus ehemaligen Zeiten her, und passt nicht mehr ganz zu den gegenwärtigen Bedürfnissen und Verhältnissen der Nation; — dann muss das Veralterte und Unpassende desselben dem Einflusse des Zeitgeistes weichen, und selbst das Gute

in demselben wird verdächtig und thut seine Wirkung nicht mehr; — oder das Erziehungswesen steht in genauem Verhältnisse zu der Verfassung und den Gebräuchen des Landes; dann ist der Einfluss desselben mit dem Einflusse der letztern eins, und es ist schwerlich zu unterscheiden, was auf die Rechnung des ersteren, und was auf die der letzteren zu schreiben ist. Merklicher und wohlthätiger wird der Einfluss der Erziehung, wann, wie in Deutschland, vernünftigere Grundsätze in Ansehung derselben sich zu verbreiten anfangen, und das Erziehungswesen einer allgemeinen Reform unterworfen wird; dann wird hiedurch allmählig auch eine Revolution in der Denkungsart, und durch diese in den Wissenschaften und Künsten, der Verfassung und den Gebräuchen des Landes zuwege gebracht, bis dass, wenn diese mit dem geläuterten Erziehungswesen in Uebereinstimmung gebracht worden sind, der Einfluss desselben sich in dem der andern moralisch-wirkenden Ursachen verliert. Aber selbst eine solche Reform im Erziehungswesen ist eine Folge des Zeitgeistes, der nur deswegen zuerst auf die Erziehung wirkt, weil er für alle andere Arten sich zu äussern zu viel Hindernisse findet, und es ist daher äusserst zweifelhaft, ob die Erziehung, so wichtig und wohlthätig eine gute Methode in derselben auch unstreitig ist, auf die Bestimmung des Nationalcharakters einen eigenthümlichen Einfluss habe. Unterstützen kann die öffentliche Erziehung die Verfassung, wenn

sie dieser angemessen ist; wie sie dieses in Sparta nach der Absicht Lykurgs that, aber sie kann weder eine durch ihre inneren Gebrechen schwankende Verfassung aufrecht erhalten, noch eine fehlerhafte, die durch Alterthum, Vorurtheile oder Interesse geschützt wird, stürzen, wenn der Geist der Zeiten ihr nicht beysteht; und der Nationalcharakter wird also immer weniger durch die öffentliche Erziehung, als durch die von der Natur des Bodens abhängige Art der Beschäftigungen, durch die Verfassung und Religion bestimmt werden. Und wie sollte auch die Erziehung auf die Bildung des Nationalcharakters wirken können? Sie kann, was die Erkenntniss-kräfte betrift, den Verstand zwar von falschen Begriffen reinigen, ihn mit richtigern versehen, ihm mehr Umfang geben, ihn gegen die Beschleichungen der sinnlichen Vorstellungen stärken; sie kann in Ansehung des Willens die moralisch - guten Neigungen befestigen, die Vernunft in der Erkenntniss des Guten üben, und durch Ausbildung beyder die bösen Neigungen bekämpfen; aber alles dieses betrift noch nicht die unter einer Nation herrschende Mischung der Seelenkräfte, worin eigentlich der Nationalcharakter besteht; sie kann eben so wenig bewirken, dass z. B. bey den Italiänern und Franzosen die natürliche Richtung seiner Erkenntniss, vermöge welcher er alles unter ein sinnliches Bild zu fassen, sinnlich darzustellen sucht — eine Fähigkeit, welche in dem schnellen Auffassen der charakteristischen

Merkmale, welche die Oberfläche, nicht das innere Wesen, einer Sache darbietet, besteht und zum Witz und esprit erforderlich ist — verändert werde, als sie bey dem Deutschen und Engländer den Hang zum stillen Nachdenken, zur Untersuchung der inneren Eigenschaften einer Sache, und zum Grübeln durch eine sinnlichere Behandlung der Gegenstände zu verdrängen vermag; eben so wenig kann sie die Lebhaftigkeit und das Feuer in der Handlungsweise der erstern durch das Phlegma der letztern oder umgekehrt ersetzen; vielmehr wird sie, so sehr sie auch bey allen Nationen in Ansehung ihrer Materie d. h. ihres Gegenstandes dieselbe ist und seyn muss, doch in Ansehung ihrer Form bey jeder das Gepräge des besondern Nationalcharakters annehmen.

Noch weniger kann die Privaterziehung Einfluss auf den Nationalcharakter haben. Abgerechnet, dass diese nach dem verschiednen Charakter und den verschiednen Kenntnissen der Erzieher veränderlich ist, so wird sie immer diejenige Bildung der Zöglinge bezwecken, welche nach dem dermaligen Zustande der Nation am meisten Vortheile, Ehre oder Gunst verschafft, ein Zweck, auf den auch die öffentliche Erziehung grossentheils gerichtet seyn muss. In England ist daher, vermöge der Theilnahme aller an der Gesetzgebung und Gerichtspflege, Bildung zum Praktischen, zu Staats- und anderen Geschäften, überhaupt zur Klugheit im bürgerlichen Leben, Hauptzweck der Erziehung, in Ansehung der Er-

kenntnifskräfte, so sehr auch die mönchische, mit dem freyen Charakter der Verfassung contrastirende, Form der Englischen Schulen und Universitäten diesem Zweck zu widersprechen scheint. Darum werden auch die Wissenschaften, deren Studium einen besondern Stand bildet, die Theologie, Rechtsgelehrsamkeit und Arzneywissenschaft nicht auf den Universitäten, sondern an den Orten, wo zugleich die mehrsten Hülfsmittel zur praktischen Anwendung derselben vereinigt sind, in London, Edinburg etc. hauptsächlich gelehrt. In Ansehung des Moralischen beabsichtigt und bewirkt die Erziehung in England Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Charakters, und in Ansehung des Geschmacks Solidität und Kraft. Im monarchischen Frankreich zielte sie einerseits auf die Entwickelung des Talents in der Gesellschaft zu gefallen, daher in der andern Rücksicht auf Gewandtheit und Fügsamkeit des Charakters, verbunden mit dem äufsern Schein der Selbstständigkeit, und Wichtigkeit (suffisance) und in Ansehung des Geschmacks auf einen schnellen Takt für das Passende der Form. In Deutschland ist es im Allgemeinen mehr auf das gründliche Wissen als auf das Handeln abgesehen, und es sind schwerlich in irgend einem Lande mehr Kenntnisse allgemeiner verbreitet, als in Deutschland; welches aber der Zweck der Deutschen Erziehung in Ansehung der Charakter-, und der Geschmacksbildung sey, ist desto schwerer zu bestimmen, je geringer die Entfernung

ist, aus welcher der Beurtheilende die Methode betrachten kann; je mehr die allgemeine Uebersicht durch die allzugrosse Nähe verhindert wird, und je mehr von der Erziehungs-Methode selbst in seine Bildung übergegangen ist. Indessen scheint es doch, dass sie bis jetzt mehr Schlaffheit, als Selbstständigkeit, des Charakters, mehr Vielwisserey und etwa mechanische Fertigkeiten, als praktische auf Grundsätzen beruhende Tüchtigkeit bewirkt, ob gleich hoffentlich nicht bezweckt. *)

*) Praktische oder vielmehr pragmatische Tüchtigkeit besteht in der, so zu sagen, formellen Ausbildung der Verstandeskräfte, da diese durch Richtung der Beurtheilungskraft auf mannigfaltige und verschiedenartige Gegenstände oder auf ein Studium, das die logische Form des Verstandes zu entwickeln vorzüglich im Stande ist, verhältnissmässig so gestärkt und gebildet werden, dass sie nach Maassgabe der Umstände, der Bedürfnisse und der Gelegenheiten, sich in jede Lage und in jede Beschäftigung leicht fügen; da hingegen mechanische Fertigkeiten mehr durch die Richtung der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses auf mehrere oder eine Beschäftigung erworben werden, wodurch zwar diejenigen Verrichtungen, die man nur zu wissen braucht, um sie zu können, gelingen, aber der Geist immer eine gewisse Schwerfälligkeit behält, die ihn verhindert, sich leicht in andre Lagen und Geschäfte zu finden. In pragmatischer Tüchtigkeit sind uns andre Nationen, besonders die Französische weit überlegen. Wenn diese bey veränderten Umständen, aller ihrer vorigen Hülfsquellen beraubt, schnell zu jeder, mit ihrer vorigen Lebensart noch so heterogener, Beschäftigung greifen, die ihnen ihren Unterhalt verschaffen kann, so ist zu bezweifeln, ob sich unter einer gleichen Anzahl von Deutschen unter ähnlichen Umständen eben so viel Gefü-

Man könnte nun zwar auch die Bildung, welche eine Nation durch alle vorhergenannten, vorzüglich moralischen Ursachen erhält, eine fortdauernde Erziehung nennen; allein einer philosophischen Untersuchung geziemt es, alle Wortspiele zu vermeiden, und sich nur derjenigen Ausdrücke zu bedienen, die bestimmte und deutliche Begriffe mit sich führen. Wir wollen also von dem Einflusse der Erziehung nichts weiter hinzusetzen, und vielmehr diejenigen Bestim-

---

gigkeit finden, oder ob diese nicht vielmehr sich in dem Wohlwollen und der Güte anderer neue, obgleich weniger rühmliche, Hülfsquellen zu eröffnen suchen würden. Ob man gleich den Franzosen in manchen Wissenschaften Mangel an Gründlichkeit mit Recht vorwirft, so zeigen sie doch in eben denselben oft einen schnellen, scharfen und richtigen Blick, der ihren auch übrigens dem Inhalte nach mittelmässigen Werken in Ansehung der Form und des Ueberblicks einen Werth und einen Reiz mittheilt, welchen gründlichere Werke nur zu oft entbehren. — Wie viel eine solche pragmatische Bildung des Verstandes zum Selbstvertrauen und dadurch zur Selbstständigkeit des Charakters beytrage, ist wohl nicht nöthig, weitläuftig zu erklären. — Man könnte eben so einen pragmatischen und einen mechanischen (ein unrichtiger Ausdruck, der aber hier deutlicher seyn dürfte, als der richtigere materiell) Gesichtspunkt in Beurtheilung des Werths der Dinge, der Wissenschaften und Studien annehmen. Jener wäre derjenige, wo man den Einfluss, den eine Wissenschaft auf die eben erwähnte formelle oder pragmatische Bildung der sämmtlichen Verstandeskräfte haben kann, vor Augen hat; dieser derjenige, da man auf den materiellen Nutzen ebenderselben in Ansehung eines bestimmten Berufs achtet. Beyde wurden in dem Streite über den Nutzen der classischen Literatur und Sprachen nicht genug unterschieden.

mungsgründe der Nationalcharaktere betrachten, die in dem politischen Standpunkte einer Nation in Beziehung auf andere liegen. Unter dem politischen Standpunkte verstehe ich nämlich den Grad von Gewicht und Ansehen, den eine Nation, als politischer Körper, bey andern Nationen hat. Dieser wird freylich durch die schon angeführten Ursachen grossentheils bestimmt; allein er hängt auch sehr von andern Umständen ab, die mit den obigen Bestimmungsgründen der Nationalcharaktere in gar keiner oder nur sehr entfernter Verbindung stehen, und daher noch keinen passenden Ort gefunden haben, — von dem Umfange eines Landes, von dem Geiste der Nationen, in deren Nähe das Schicksal ein Volk gestellt hat, von den Kriegen, in welche ein Volk verwickelt worden, von dem Charakter seiner jedesmaligen Staatsverwalter und Regenten, kurz, von seiner ganzen Geschichte.

Der Umfang eines Landes kann wohl schwerlich unmittelbar einen bedeutenden Einfluss auf den Nationalcharakter des in demselben wohnenden Volks haben. Es könnte zwar scheinen, dass die Bewohner eines grossen Reichs gerade wegen der Grösse ihres Vaterlandes ein stärkeres Gefühl ihrer Kräfte, als eines politischen Körpers, haben, und dasjenige Selbstgefühl erlangen müssten, welches einen edlen Stolz erzeugt; allein dieses kann nur unter der Bedingung der Fall seyn, wenn diese Nation ihre Kräfte schon mehrmals mit denen ihrer Nachbarn

gemessen und zwar mit glücklichem Erfolg gemessen hat, — dann haben aber auch kleine Staaten, wie Athen und Sparta, die Schweizerrepubliken und die Vereinigten Niederlande, ungleich grösere und mächtigere Reiche besiegt, und überhaupt ist in diesem Falle jenes Selbstgefühl die Frucht des Ausgangs der geführten Kriege — oder wenn eine Nation fast alle ihre Bedürfnisse mit den Erzeugnissen ihres eigenen Landes befriedigen kann, und von ihren Nachbarn nur wenig abhängig ist, oder endlich, wenn eine Nation auf die Staatsverwaltung vermittelst ihres Antheils an der Gesetzgebung, der Gerichtspflege und dem Finanzwesen Antheil hat — dann ist aber jenes Selbstgefühl im ersteren Fall die Folge der Ergiebigkeit des Bodens oder der Industrie seiner Einwohner, und im andern der politischen Verfassung.

Ich kann daher dem Umfang eines Landes nur einen entferntern Einfluss auf die Bildung des Nationalcharakters zuschreiben. Dieser Einfluss besteht einerseits darin, dass, je grösser ein Staat ist, sich eine desto grössere Verschiedenheit des Bodens und daher der Beschäftigungen, Berufsarten und Stände darin findet, und die gesellschaftliche Mischung der Stände einen desto leichtern Fortgang hat; ein Punkt, von dem, in Ansehung seiner Wirkung auf den Nationalcharakter, schon oben geredet worden ist. Auf der andern Seite hat aber der Umfang eines Landes auch eine negative Wirkung, indem er den

nachtheiligen Einfluſs einer mangelhaften Verfaſſung mildert oder verſtärkt. Sobald nämlich die Verfaſſung in einem Lande, ſie ſey monarchiſch oder ariſtokratiſch oder demokratiſch, nicht durch beſtimmte Geſetze regulirt, ſo lange das Meiſte in der Verwaltung und ſelbſt in der Geſetzgebung den Einſichten und der Willkühr der Regierenden überlaſſen iſt, ſo lange wird das Nachtheilige und Drückende dieſer Lage der Dinge immer mehr gefühlt werden, die Willkühr ſelbſt wird mehr Spielraum finden und ſich mit mehr Leichtigkeit äuſsern, je kleiner ein Staat, je näher jeder Theil deſſelben, ſowie die Verhältniſſe der Einwohner unter ſich und in ihren Familien dem Auge des Regenten ſind; und dieſes deſto mehr, je weniger in kleinen Staaten die Aufmerkſamkeit des Regenten durch groſse politiſche Angelegenheiten von der Betrachtung des Innern und von der Begierde, alle, auch die kleinlichſten Details unter ſeinen Einfluſs zu bringen, abgezogen wird. Die natürliche Folge hievon iſt auf Seiten des Regenten Eiferſucht gegen gemeinnützliche Unternehmungen von Privatleuten oder Gemeinheiten zum Beſten des Corps, wozu ſie unmittelbar gehören, und auf Seiten der Unterthanen Entfernung von allen Verbeſſerungen, die nicht bloſs ihre Privatverhältniſſe betreffen, und ein dumpfes, träges Erwarten gemeinnütziger Anſtalten von höherer Hand. Unter ſolchen Umſtänden iſt es ſchwer, ja beynahe unmöglich, daſs ſich eine öffentliche Meinung, ein

Gemeingeist bilde, der ohne Gewaltthätigkeit durch die Achtung, welche die durch ihn erzeugte Festigkeit den Regierenden einflösst, allein im Stande ist, eine gute Verfassung aufrecht zu erhalten und eine mangelhafte zu mildern. Denn durch die Nähe der Regierenden wird bey denen, die nur immer ihren Privatvortheil vor Augen haben, die Hoffnung lebhafter, ihren Endzweck durch Anschmiegen an den Willen der Obern zu erreichen, und bey andern der Muth erstickt, ihre Gedanken laut werden zu lassen; durch das ängstlich geschäftige Eingreifen der Regierung in Alles, was nur einigermassen Bezug auf das Allgemeine hat, wird der Gesichtskreis der Einzelnen auf ihre Privatangelegenheiten beschränkt; gewohnt alles, was gemeinnützlich seyn kann, vom Staate selbst zu erwarten, halten sie es beynahe für ein Verbrechen, für einen Eingriff in die Rechte der Regierung, sich um das Beste des Staats zu bekümmern, und eine passive beynahe kriechende Gemüthsart ist daher die gewöhnliche Folge des geringen Umfangs eines Staats, der unter einer der Verfassung sowohl als der That nach willkührlichen Regierung steht.

In einem grossen Staate hingegen ist der grösste Theil der Einwohner zu weit von dem Sitz der Regierung entfernt, um den willkührlichen Machtäusserungen derselben in ihren öffentlichen und Privatverhältnissen gewöhnlich ausgesetzt zu seyn. Selbst diejenigen, die dem Sitz der Regierung am nächsten

sind, die Einwohner der Hauptstadt, erhalten dadurch eine Erleichterung, dafs die Hauptstädte grosser Reiche selbst gewöhnlich von beträchtlichem Umfange sind, dafs die Bürger derselben sich eher, leichter und fester im gesellschaftlichen Verhältnifs an einander schliessen, dafs der Wechsel der Begriffe dadurch lebhafter wird, und dafs sich daher eine öffentliche Meinung leichter bildet. Selbst in der Hauptstadt des uneingeschränktesten Europäischen Monarchen und der willkührlichsten Regierung hatte die öffentliche Meinung sich Achtung zu erwerben gewufst, und es dürfte nicht schwer seyn, die Fälle zu häufen, wo auch in den übrigen Städten des Reichs der Wille der Mandatarien der Regierung der Stimme des Volks zu weichen gezwungen war. Zudem ist die Aufmerksamkeit der Regierenden durch die nothwendige Rücksicht auf auswärtige Verhältnisse getheilt; das Finanzsystem ist zu verwickelt, die Staatsausgaben sind zu beträchtlich und zu mannigfaltig, als dafs die Regierung sich nicht genöthigt sehen sollte, blofs den Gang der Maschine im Allgemeinen zu lenken, und in Ansehung der Details vieles dem guten Willen und dem Gemeinsinn der Staatsbürger selbst zu überlassen. Aber wenn die Beamten in einem grofsen Staate immer zu weit entfernt sind, entsteht leicht Anarchie und Unordnung. Um daher dieser vorzubeugen, fängt man an, in dem Staate selbst viele Unterabtheilungen zu machen, und jeder einen Beamten vorzu-

ſetzen, der, unter dem unbeſtimmten und daher alles umfaſſenden Namen der Polizey, ſey es als Gouverneur, Commiſſär oder Präfect, auf alle Verhältniſſe des Volks ein wachſames Auge hat. Aber ſo entſteht bald auch hier ein überall eingreifendes Regierungsſyſtem, das den Druck der Unterthanen zur Folge hat, und zugleich beſtändig gegen die öffentliche Meinung kämpfen muſs; die öffentlichen Gewalten ſelbſt werden, da ſie keinen zureichenden geſetzlichen Einſchränkungen unterworfen ſind, unter einander und mit der oberſten Gewalt im Staate in einen Streit der Rivalität gerathen, und neben dem Druck des Volks auch noch Verwirrung veranlaſſen. Daher iſt es in groſsen Staaten, um den Uebeln der Anarchie zu entgehen, die durch die Menge und Rivalität der verſchiednen in ihrer Willkühr unbeſchränkten Aufſeher, oder durch zu geringe Aufſicht über die einzelnen Theile entſteht, mehr wie in den kleinern, nöthig, daſs die Gewalt aller Beamten, ſelbſt die oberſten nicht ausgenommen, durch beſtimmte Geſetze feſtgeſetzt und bloſs auf die Einſchärfung ſchon vorhandener Verordnungen eingeſchränkt ſey, und daſs in der genauen Beobachtung dieſer Grenzen das Intereſſe der verſchiednen Beamten ſowie der verſchiednen Claſſen der Einwohner ſich vereinige; und dieſe feſte, jedoch den Bürger nicht drückende Organiſation, worauf jeder groſse Staat durch ſein natürliches Bedürfniſs allmälich geführt wird, iſt ein Vortheil mehr, den

gröfsere Staaten vor kleinern voraus haben, und der England vor allen andern Monarchien und Republiken auszeichnet.

Man hat viel von dem Nachtheile allgemeiner Hauptstädte grofser Staaten gesprochen; allein man follte ihre Vortheile nicht überfehen. Nicht allein, dafs durch den Zufammenflufs einer grofsen Maffe des Volks fowohl als einer grofsen Anzahl der begütertften und gebildetften Familien, und durch die fchnellere Ausbildung der gefellfchaftlichen Verhältniffe frühzeitig eine öffentliche Meinung entfteht, die fich bald auch in die übrigen Theile des Reichs verbreitet; fo entwickelt und bildet fich auch durch jenen gemeinfchaftlichen Vereinigungspunkt der Nationalcharakter fchneller und beftimmter. Denn diefer entwickelt fich nur in dem Maafse, als die Anlagen, die ihn zunächft ausmachen, Gelegenheit haben, fich in Übung zu fetzen und auszubilden, und diefe Gelegenheit findet fich nur in der Regfamkeit des gefellfchaftlichen Lebens, welche wiederum nur durch einen allgemeinen Vereinigungspunkt der gebildetften Männer der Nation, welche den übrigen zum Mufter dienen können, genau beftimmt wird. Hiemit hängt die Bildung des Gefchmacks genau zufammen; denn unter Menfchen, die ifolirt leben, oder nur einzelne unter einander wenig zufammenhängende Gruppen ausmachen, bleibt das Gefühl für das Schöne und Schickliche immer wandelbar, unficher und unbeftimmt, und, es ift

ebenfalls nur die Regſamkeit des geſellſchaftlichen Lebens unter groſsen Menſchenmaſſen, die Leichtigkeit, einander ſeine Gefühle mitzutheilen, und die groſse Summe der Vergleichungen der mancherley Gefühle, die das Gefühl für das Schöne zu der Allgemeinheit, welche die Bedingung des Geſchmachs iſt, entwickelt und den Geſchmack fixirt, Und ſo wie die bürgerliche Freyheit, wenn ſie dieſen Namen verdienen ſoll, nur unter beſtimmten Geſetzen beſtehen kann, eben ſo kann der Geſchmack, ungeachtet aller ſeiner Freyheit, nur unter gewiſſen beſtimmten Regeln ſtatt ſinden, die aber freylich nicht ſowohl durch äſthetiſche Schriften dem Verſtande eingeſchärft werden, als vielmehr durch den Ideenwechſel und die Mittheilung in der Geſellſchaft in das Gefühl ſelbſt übergehen müſſen; denn nur dann kann der Geſchmack die Allgemeinheit erlangen, bey welcher er allein dieſen Namen verdient. Aber dieſes wird immer nur eine comparative Allgemeinheit ſeyn, ſo lange zwar in mehreren Städten deſſelben Staats, deſſen Einwohner Sprache und Literatur unter ſich gemein haben, der Geſchmack eine beſtimmte Form angenommen hat, die übrigen Schriftſteller der Nation aber, durch keine oder nur ſehr loſe politiſche Bande mit jenen Städten verbunden, ihre Autorität verſchmähen, wohl gar durch dieſes Verſchmähen die Freyheit ihres Geſchmacks zu beweiſen denken, und jeder ſeinen Geſchmack nach dem Muſter zu bilden ſucht, worauf ihn ſeine be-

sondere Bildung, besondere Umstände oder der Zufall geführt hat. Auf diese Art entstehen unter einer Nation mehrere Geschmäcke, die das Verderben des wahren Geschmacks sind; es können unter derselben mehrere geschmackvolle Männer seyn, ohne dass der Nation selbst, und ihrer Literatur im Allgemeinen Geschmack beygelegt zu werden verdient, wenn es nicht für sie einen Mittelpunkt der gebildetsten, und zwar nicht sowohl durch tiefe Gelehrsamkeit, als durch gesellschaftlichen Ton gebildetsten Köpfe giebt, in welchem die übrige Nation gern ihr Muster anerkennt, weil die politische Verbindung mit demselben sie schon zur Nachfolge vorbereitet, weil die Bestimmtheit des Nationalcharakters, welche eben durch jenen gemeinschaftlichen Mittelpunkt gewonnen wird, sie leicht auf denselben Punkt führt, und weil der Geist nur dann Befriedigung für sich selbst findet, wenn er in der Wahl des Musters, das er zu befolgen hat, nicht mehr unbestimmt und unsicher ist. Der Griechische Geschmack wird immer das vorzüglichste Muster der Nachahmung bleiben; die jugendliche Ungezwungenheit der gesellschaftlichen und zum Theil auch der bürgerlichen Verhältnisse, die Regsamkeit des gesellschaftlichen Lebens, die Theilnahme an den, noch wenig verwickelten, Staatsgeschäften und der glückliche Erfolg ihres Kampfs für Freyheit trafen zusammen, um dem Griechischen Geiste die Anmuth und Leichtigkeit, den erhabenen Schwung und das sichere

Selbst-

Selbstvertrauen zu geben, die sich vielleicht nie wieder in derselben glücklichen Mischung zusammen finden werden. Die schöne Natur und der heitere Himmel, der sie umgab, hat wahrscheinlich nur wenig hiezu beygetragen; man denke nur an das rauhe und steinigte Attica. Aber jener Geschmack war nicht über alle Länder verbreitet, wo man Griechisch sprach; nicht alle Griechischen Schriftsteller, selbst aus der schönsten Periode, verdienen als vollkommene Muster empfohlen zu werden; selbst die besten unter ihnen tragen noch Flecken an sich, die vielleicht durch eine grössere Mannigfaltigkeit der Berufsarten, durch die Aufhebung der Sclaverey und durch freyere Verhältnisse des weiblichen Geschlechts vertilgt worden wären. Es war in den frühern Zeiten nur Jonien, nach der ersten Gründung politischer Einrichtungen, und jugendlicher durch gesellschaftliche wie durch bürgerliche Bande verbundener Staaten, wo der Geschmack, vorzüglich durch Homer, seine Bildung erhielt; auf den Inseln des ägäischen Meeres, so zerstreut, und so wenig verbunden sie auch waren, herrschte doch im Ganzen dieselbe gesellschaftliche Munterkeit und Bildung, und dieselben bürgerlichen Verhältnisse, so dass der Geschmack ungefähr überall dieselbe Richtung erhielt. Aber was wir Griechischen Geschmack nennen, herrschte eigentlich und am längsten in Athen, dem Mittelpunkte einer ganzen durch gesellschaftliche und politische Regsamkeit aufgeweckten und stolz

mittheilenden Nation. In neuern Zeiten hat keine Nation die Sicherheit, Bestimmtheit und Allgemeinheit des Geschmacks, die sich als einen schnellen, durch keine Meditation erworbenen, Takt offenbart, erreicht, als die Französische, und keine hat auch die Ausbildung des gesellschaftlichen Tons höher getrieben, und sich fester an den Mittelpunkt ihres Reichs angeschlossen. Mag der Französische Geschmack immerhin viel einseitiges enthalten, und zum Theil auf willkührlichen Convenienzen beruhen! in welchem Lande hat wohl je ein reiner, von der besondern Lage, den Umständen und Gewohnheiten der Nation unabhängiger, Geschmack existirt, und wie könnte ein solcher überhaupt existiren?

Die meisten der zufälligen Bestimmungsgründe der Nationalcharaktere liegen in der Geschichte jeder Nation. Es kommt schon darauf an, welchen Charakter die Völkerschaften haben, in deren Nähe oder Mitte ein Volk sich zum Staate bildet. Wäre Rom an einem andern Orte, als in der Nähe so rauher, hartnäckiger und kriegerischer Völkerschaften, wie die ursprünglichen Bewohner Italiens, die Aequer, Volsker, Sabiner, Etrusker, Samniter u. a. waren, von denen einige, wie die Etrusker, schon ziemliche Fortschritte in der politischen Bildung gemacht hatten, angelegt worden, so würden dessen Bürger schwerlich den kriegerischen Geist, die Kriegsverfassung, die Beharrlichkeit und Planmäßigkeit in ihren Unternehmungen erlangt haben, mit

der sie ihre ersten Angreifer erst abhielten, bald unterjochten, und so von Volk zu Volk bis zur Eroberung ganz Italiens fortschritten. Im Mittelalter diente das Zusammengränzen der Englischen und Französischen Besitzungen im Schoosse von Frankreich selbst dazu, dass beyde Nationen in ihrem Rivalitätskampfe ihren Muth stärkten, ihren noch rohen Geist zur Gewandtheit bildeten, durch Anregung der Leidenschaften ihre Thätigkeit auf mannichfache Weise belebten, und ihre Nationalcharaktere zur Bestimmtheit entwickelten. Überhaupt sind im Kindesalter einer Nation Kriege das einzige Mittel, die Menschen aus dem Geistesschlummer zu wecken, bey dem sie sich nur auf die Befriedigung ihrer augenblicklichen und dringendsten Bedürfnisse einschränken, so wie dagegen beym Fortgange der Cultur Kriege die Gemüther wieder zu der ersten Rohheit und Wildheit zurückführen, den Geist durch die Heftigkeit der feindseligen Leidenschaften umnebeln und nur auf Einen Zweck richten, und so die Cultur selbst hemmen. Die Ursache hievon ist, weil der sinnliche Mensch nur durch sinnliche Reize, durch die Leidenschaften, zur Thätigkeit angeführt werden kann; aber zum Fortschreiten in der Cultur Entfernung von dem blofs Sinnlichen, und geistiges Interesse an cultivirter Thätigkeit selbst erforderlich ist, eine Bedingung, die durch Kriege grofsentheils wieder erschwert wird. Besonders machen bürgerliche Kriege die Leidenschaften oft bis zu dem Grade

rege, daſs die Gemüther beynahe ganz wieder in den vorigen Stand der Rohheit und Wildheit zurückſinken; aber ſie finden auch faſt nur bey halb vollendeter Cultur, auf der Gränze der Barbarey ſtatt, wenn die Staatsverfaſſung noch ſo wenig oder ſo fehlerhaft organiſirt und fixirt iſt, daſs in einer Nation zwey Partheyen entſtehen können, wovon die eine nach gewaltſamer Unterdrückung ſtrebt, während die andere nur in gewaltſamem Widerſtande ihre Sicherheit findet, oder daſs die oberſte Macht im Staate nicht geſetzliche Stärke genug hat, um einzelne ehrgeizige Groſse innerhalb den Schranken der Geſetze und ihrer Pflichten zu halten. Aber bey dieſen, wie auch bey auswärtigen Kriegen kommt es ſehr auf den Gegenſtand derſelben an. Iſt Befriedigung der Ehrſucht einiger Volksführer der Gegenſtand eines bürgerlichen Kriegs, ſo werden die aufgeregten eigennützigen Leidenſchaften zu wenig durch das Groſse und Erhabene der Geſinnung, das ein edlerer Zweck einflöſsen würde, eingeſchränkt und gemildert, als daſs nicht Barbarey wieder an die Stelle der Cultur treten ſollte. Ein ſolcher innerer Kampf führt gemeiniglich, anſtatt die geſetzliche Freyheit einer Nation zu begründen, eine deſto härtere Unterdrückung derſelben mit ſich, weil während jenes Kampfes des Eigennutzes die Begriffe von geſetzlicher bürgerlicher Freyheit keine Gelegenheit gehabt hatten, ſich zu entwickeln, ſondern vielmehr mit denen von Anarchie verwechſelt wor-

den waren. Die Kriege der beyden Rosen in England konnten nicht verhindern, dafs die Regenten aus dem Hause Tudor eine beynahe ganz willkührliche Gewalt über die Nation ausübten, so wenig wie der unruhige, zu Empörungen geneigte, Geist, den die Franzosen durch ihre bürgerlichen Kriege gewonnen hatten, hinlänglich war, sie vor dem systematischen Despotismus eines Richelieu, Mazarin und Ludwigs XIV. zu schützen. Kämpft hingegen die eine Parthey gegen Unterdrückung, für Freyheit und Recht, vorausgesetzt, dafs dieses ihr selbst im Ganzen, und nicht blofs ihren Oberhäuptern zu Theil werden soll, so erhält der Geist einen Schwung, die Begriffe von Recht und Unrecht, von gesetzlicher Freyheit und anarchischer Willkühr werden so bestimmt und geschieden, und so viel bisher schlummernde Talente und Fähigkeiten werden bey allen Classen geweckt und entwickelt, dafs erst von dieser Zeit an die Epoche der wahren Cultur anzuheben scheint. Die Englische Verfassung, welche die höchste persönliche und politische Freyheit mit der gröfsten Ordnung und der gröfsten Festigkeit der obersten Macht so glücklich vereinigt, schreibt ihren Ursprung eigentlich aus den Zeiten der bürgerlichen Kriege unter Carl I. und Cromwell her, Kriege, die einen ganz andern Charakter als die der rothen und weifsen Rose tragen, und die, ungeachtet des unsinnigen Fanatismus, der niedrigen Ränke und der Heucheley eines Cromwell und anderer, der Gewalt-

thätigkeiten, Greuelthaten und Grausamkeiten aller Art, womit sie begleitet waren, dennoch dazu dienten, die politischen Begriffe zu entwickeln und zu reinigen; *) und, obgleich der Hof unter Carl II. sich beynahe dieselbe Gewalt wieder zu verschaffen wufste, welche die Könige aus den Häusern Tudor und Stuart besessen hatten, so bedurfte es doch nichts weiter, als Jakobs II. ungescheuter Darlegung der Regierungsgrundsätze seines Hauses, um einen neuen Aufstand zu veranlassen, und einen förmlichen bürgerlichen Contrakt herbeyzuführen. Oft ist auch die Meinung, für Recht und Freyheit, nicht für das Interesse der Häupter zu streiten, schon hinlänglich, die üblen Wirkungen des blofs eigennützigen Kampfes zu mildern. Dasselbe ist der Fall bey auswärtigen Kriegen. Wenn Eroberungsgeiz und Raubsucht, Untergrabung der Unabhängigkeit andrer Staaten und eigne übermüthige Erhebung der Beweggrund und der Zweck eines auswärtigen Krieges ist, so werden bald die Grundsätze des Völkerrechts, der natürlichen Gerechtigkeit und Billigkeit von beyden Partheyen aus den Augen gesetzt und verhöhnt, und das Verhältnifs der Nationen scheint in das des rohen Naturstandes zurückzusinken. Wenn hingegen eine Nation, wie ehemals die Schweizer

*) *Lord Clarendon's history of the civil wars in England* ist daher das lehrreichste und interessanteste Lehrbuch des Staatsrechts, das die Literatur der Neuern besitzt.

und Niederländer gegen die Übermacht des Hauses Oesterreich, für ihre Freyheit und Unabhängigkeit streitet, so mildert die Begeisterung für den edlen Zweck die Heftigkeit der niedrigen Leidenschaften, des Zorns und der Rache, die bey jedem Streit mehr oder minder aufgeregt werden; der Unwillen über das erlittene und der Abscheu vor dem im Fall eines unglücklichen Ausgangs noch zu erleidenden Unrecht, der zunächst aus dem Gefühl des moralischen Werths des Menschen entspringt, stärkt hinwiederum, das moralische Gefühl, und die Nation scheint sich über sich selbst zu erheben. Unschädlicher als die erstere Gattung von Kriegen, aber auch ohne besonders wohlthätige Folgen für den Nationalcharakter sind diejenigen Kriege, welche die Oberhäupter verschiedner Nationen mit einander führen, und wobey die Nationen selbst nur leidende Werkzeuge sind. Doch diese, so wie alle Eroberungskriege, müssen immer mehr aufhören, je mehr die Staaten durch gesetzliche Verfassungen zu innerer Festigkeit gelangen. Dieses aber ist die allgemeine Folge der Kriege überhaupt, dass sie, neben der grössern Übung im Kriegführen überhaupt, dem Charakter eine Kühnheit und einen Unternehmungsgeist mittheilen, der die siegreiche Nation bald zum Schrecken ihrer Nachbarn macht. *)

---

*) *Montesqu. Consid.* ch. 11.

Die angegebnen Wirkungen der Kriege hangen indessen sehr von dem Ausgange derselben ab. Der glückliche Ausgang eines Kriegs besonders für die Parthey, welche das Recht auf ihrer Seite hat, erhebt den Muth, das Selbstvertrauen und die Energie der Nation eben so sehr, und giebt der letztern besonders eine so vielseitige Ausdehnung, als der unglückliche Ausgang die Kräfte der Überwundenen lähmt, und sie zu allen Unternehmungen lässig macht. Zum Beweise mögen die Nationen dienen, welche nach dem entschlossensten Widerstande von den Römern unterjocht wurden, und bald nach ihrer Unterjochung in eine solche Schwäche versanken, dass verhältnissmässig nur geringe Haufen von neuen Feinden im Stande waren, sie aufs neue zu überwältigen. Die Verschlagenheit und der Hang zu Betrug und Hinterlist, den alle Reisende an den Italiänern bemerkt haben, mag grossentheils die Folge der vielen Kriege seyn, welche die Nachbarn dieses Landes seit dem Untergange der Römischen Republik in demselben geführt haben, und von denen die Nation immer das Opfer war; sie konnte sich ihrer Unterdrücker nicht durch Gewalt erwehren, und suchte daher in der Hinterlist einige Erleichterung für ihren Unwillen und Hass.

Glückliche, für das allgemein - anerkannte Interesse der ganzen Nation geführte, Kriege daher, und die Güte der Staatsverfassung, vermöge welcher keine obrigkeitliche Handlung geschehen kann, als

nur zufolge eines schon vorhandenen Gesetzes, und wo die Gesetze selbst nicht von mehreren Magistratspersonen, sondern nur von dem Oberhaupte des Staats mit Zuziehung der Gebildetsten und Einsichtsvollsten der Nation gegeben, eine und dieselbe gemeinschaftliche Quelle haben, sind die einzigen Mittel, wodurch wahre Vaterlandsliebe erzeugt wird, Mittel, deren Mangel durch keine Anpreisung ehemaliger, oft selbst zweydeutiger, Grofsthaten und Vorzüge, denen die Gegenwart widerstreitet, und durch keine Erhebung physischer oder literärischer Vortheile ersetzt werden kann; denn Patriotismus und Gemeingeist sind politische Tugenden, die nur durch politische Einrichtungen und Verhältnisse erweckt werden, und nicht Früchte, die auf einem fremdartigen Stamme gedeihen; alle andere Mittel, wodurch man Patriotismus zu erwecken denkt, bringen höchstens nur einen kindischen Hochmuth, wie den der Spanier, hervor, und tragen nichts zur wahren Erhebung des moralischen Charakters bey. Aber die unnachlasslichste Bedingung des Patriotismus ist die Güte der Staatsverfassung; diese kann die angegebne Wirkung haben, ohne dafs die Nation jemals Kriege geführt hat; nur in dem Fall, dafs ein Krieg unvermeidlich seyn sollte, hängt von dem glücklichen oder unglücklichen Ausgange desselben Selbstvertrauen und Patriotismus oder Muthlosigkeit und Egoismus ab. Patriotismus aber ist dasjenige, was dem Nationalcharakter, so viel gute und schätzbare

14

Eigenschaften auch übrigens in ihm vereinigt seyn mögen, erst einen moralischen Werth und dadurch eine bestimmte Richtung giebt, so wie der Charakter des einzelnen Menschen erst dann einen moralischen Werth bekömmt, wenn alle seine Neigungen und Triebe durch ein aufgeklärtes Gewissen ihre Beschränkung und Bestimmung und ein gemeinschaftliches Ziel erhalten. Er ist eben so weit vom vaterländischem Egoismus, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, als von falschem Cosmopolitismus entfernt; jener ist der Hang alles nur in Bezug auf das Land, wo man geboren ist, zu betrachten, und sich gegen andere Nationen aller Pflichten zu überheben; von der Art war grofsentheils die Vaterlandsliebe der Griechen und Römer; Cosmopolitismus sollte eigentlich in der Gesinnung bestehen, alle Menschen, von welchen Nationen sie auch seyn und zu welcher politischen Gesellschaft sie auch gehören mögen, als Nebengeschöpfe, die mit uns alle natürlichen, obgleich nicht die respectiven bürgerlichen, Rechte gemein haben, zu betrachten, und mithin darauf zu dringen, dafs die Verhältnisse zwischen verschiedenen Nationen immer den allgemeinen Menschenrechten, den Vorschriften der Gerechtigkeit und Billigkeit gemäfs eingerichtet werden; aber oft ist Cosmopolitismus nur ein Deckmantel des persönlichen Eigennutzes und der Gleichgültigkeit gegen das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft, in der man lebt, die man dadurch zu beschönigen sucht, dafs

man mit allgemeinerm Blick und weiterm Herzen das ganze Menschengeschlecht mit Wohlwollen zu umfassen vorgiebt, gleich als ob nicht derjenige das allgemeine Wohl der Menschheit für seinen Theil am zweckmäſsigsten beförderte, der seine Kräfte zur Beförderung des Wohls derjenigen bürgerlichen und politischen Verfassung verwendete, in welcher er lebt, so wie derjenige Staat am besten gedeiht, dessen Bürger neben dem Antheil, den sie an der Verfassung und Verwaltung nehmen, besonders ihre häuslichen Pflichten und Verhältnisse gewissenhaft erfüllen und beobachten und nicht derjenige, dessen Bürger, unbekümmert um ihre häuslichen Verbindlichkeiten, sich alle unmittelbar mit Staatssachen befassen wollen.

Mit dieser Eigenschaft der Nationalcharaktere, welche dieselben vollendet, und ihnen erst die Krone aufsetzt, scheint diese Abhandlung am füglichsten geschlossen werden zu können, so wie sie mit der allgemeinsten Grundlage der Nationalcharaktere, welche das Clima hergiebt, anfing. In Ansehung der Wirkungen, welche alle oben erwähnten Ursachen hervorbringen, kann man sie in drey Classen ordnen, indem sie entweder, wie das Clima, die Ansicht des Landes und die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Form der Charaktere bestimmen, oder, wie die Natur des Bodens und die Lebensart, den geistigen Kräften des Menschen eine bestimmte Richtung geben, und den Inhalt oder die Materie der Cha-

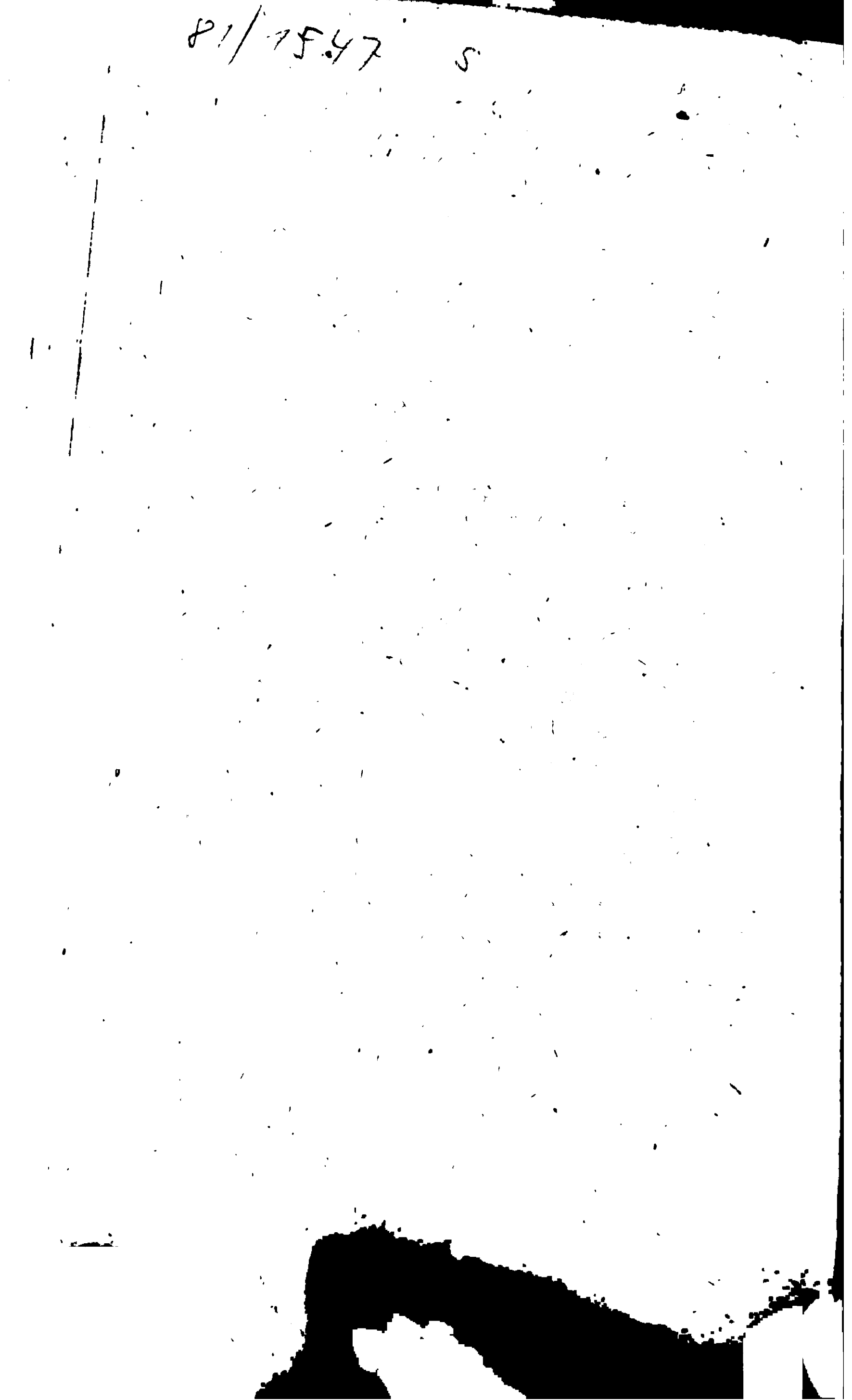
raktere festsetzen, oder endlich, wie Verfassung, Religion und Lage im Verhältnifs zu andern Nationen, die moralische Seite der Charaktere ausbilden. Es ist aber schon mehrmals in dieser Abhandlung erinnert worden, dafs bey keiner Nation, als nur höchstens bey denen, die noch im Stande der Natur oder vielmehr der Kindheit *) sind, irgend eine jener Ursachen abgesondert für sich allein wirkt, sondern dafs gewöhnlich alle zusammen treffen, und daher die eine die Wirkung der andern mildert und einschränkt. Jedoch wird schwerlich die Wirkung einer Ursache, wenn diese aufhört, auf eine andre übergehen. Der Engländer wird, ungeachtet der seiner Nation eignen politischen und industriösen Regsamkeit, doch nie die Lebhaftigkeit des Franzosen oder Italiäners annehmen, weil diese drey Nationen nicht unter einerley Clima leben; die Italiäner und Spanier werden, obgleich beynahe unter einerley Clima, sich doch in ihrem Charakter unterscheiden, weil die Beschäftigungen, die Lebensart, die Schicksale und, so zu sagen, die politische Erziehung beyder Nationen verschieden sind, und endlich werden die Holländer und Engländer, so sehr sie auch in ihrer Beschäftigung und Lebensart übereinstimmen, doch im Nationalcharakter von

*) Denn im Stande der Natur sind eigentlich auch die policirtesten Nationen, wenn ihre Bildung nur der menschlichen Natur nicht widerstreitet.

einander abweichen, weil die politischen Verfassungen beyder Völker und ihre Lage im Verhältniss zu andern Nationen ungleich sind.

Einer Ursache habe ich nicht erwähnt, nämlich des Einflusses der Nahrungsmittel. Denn dieser gehört mehr in das Fach der medizinischen Beobachtung; und wenn es auch dem Arzeneygelehrten gelingen sollte, diesen Einfluss auf den einzelnen Menschen genau zu bestimmen, so zweifle ich doch sehr, ob bey ganzen Nationen die Gewöhnung an irgend eine Art von Nahrungsmitteln ihnen einen daurenden und bedeutenden Einfluss verstatten würde.





81/1547 S

CB 195 .M38 1802 C.1
Versuch uber die Ursachen der
Stanford University Libraries
3 6105 039 794 388

| DATE DUE | | | |
|---|---|---|---|
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |
| | | | |

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305



